1,50 DM / Band 58
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

Neuer Roman

Damona King

Die Bezwingerin der Finsternis



Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Bastarda, Herrscherin der Nacht

Damona King Nr. 58

von Martin Eisele

erschienen am 04.05.1981

Bastarda, Herrscherin der Nacht

PROLOG

»Eine böse Zeit ist es, eine Zeit, wie sie dem Teufel Wohlgefallen muß! Fremdes Gesindel wird immer häufiger auf den Landstraßen gesehen, freches, prahlerisches Kriegsvolk zieht durchs Land und nimmt sich, wonach es verlangt, mit roher Gewalt. Die großen Leiden des Krieges werden sichtbar, selbst für uns, die wir in einem weit abgelegenen Dorf leben und nur den Frieden wünschen. Abenteuerlich sehen die Männer aus, verwildert, verroht, von Kampf und Blut gezeichnet. Plünderung und Zerstörung und Willkür sind an der Tagesordnung. Hungersnot und Seuchen zehren an den Leibern der armen Menschen, und gar mancher, der zu Beginn des unseligen Kriegstreibens noch ein Spottlied auf den verlorenen König von Böhmen auf den Lippen trug, ist nun von namenlosem Grauen gezeichnet und stumm. Jene, die noch Kraft und Trotz in sich tragen, verlassen die heimische Flur und rotten sich in Räuberbanden zusammen. Auch sie peinigen die armen Menschen in den Dörfern, rauben und plündern und brandschatzen. Unvorstellbar ist das Leid. Und noch immer wütet der Krieg und rafft Tag um Tag mehr Menschenleben dahin. Das Leichentuch des Grauens breitet sich aus über das ganze Land und die Herzen der geplagten Menschen. Der Herr sei uns gnädig.«

Horatius Bötzinger.

Dorfpfarrer zu Ortenbach, 1634

April 1634

»Die Scheiterhaufen brennen nicht mehr!« hauchte Simone Hentscheler und wandte sich vom Fenster ab.

»Das Morgengrauen ist nahe«, krächzte August Hentscheler, ihr blinder Großvater. Das Weiß seiner toten Augen glitzerte im fahlen Licht der Kerze.

Simone schlug das Kreuzeszeichen.

»Warum sind sie so grausam, Großvater?«

»Sie wehren sich.«

»Aber ich glaube nicht an die Schuld der armen Frauen!« begehrte Simone heftig auf. Sie hatte ihre kleinen Hände zu Fäusten geballt.

»Großvater, es waren normale Frauen…«

»Hexen waren es!« widersprach der alte Mann, und sein Gesicht wurde zu einer abweisenden, kantigen Maske. Hart standen die Wangenknochen aus dem abgezehrten Gesicht, in dem so viel Leid und Grauen geschrieben stand. »Hexen«, wiederholte er nach ein paar Sekunden. »Sie haben den Feind herbeigelockt und veranlaßt, daß er sich an unserem Hab und Gut gütlich hält. Du weißt es, Simone, verschließe deine Augen nicht vor der Wirklichkeit, es könnte gefährlich werden für dich, sehr gefährlich.«

Simone Hentscheler spürte, wie sich heiß die Tränen in ihre Augen drängen wollten, aber sie bekämpfte sie tapfer. Ihr Großvater war ein weiser Mann, und er mußte wissen, wovon er sprach.

Sie drehte sich wieder um und trat dicht ans Fenster. Es war dunkel und kalt da draußen, Nebel tanzten wie dicke, weiße Quallenwesen umher; die Fensterscheiben gaben die Kälte weiter. Simones Wangen röteten sich, sie spürte, wie eine seltsame Hitze sie durchrieselte.

Aus brennenden Augen starrte sie in die Düsternis. In dieser Nacht konnte sie keine Ruhe, keinen Schlaf finden, sie wußte es genau. Zuviel war geschehen.

Auf dem nahen Dorfplatz war Stille eingekehrt. Einsam ragten die Reste der Scheiterhaufen auf, kleine, nichtverbrannte Äste, die Pfähle, an die die Hexen gebunden worden waren, die schwarzverkohlten Skelette… Wie unheimliche Mahnmale wirkten sie.

Simone fröstelte. Sie konnte ihren Blick nicht von der Stätte des Grauens nehmen. Die Menschen waren in ihre Häuser zurückgekehrt, wie die Ratten nach vollbrachter Tat in ihre Löcher. Sie hatten gemordet, hatten ein großes Unrecht begangen…

Simone Hentscheler wußte, daß es aus Aberglauben und Angst geschehen war, die die Herzen der Menschen vergiftete, aber was nützte dies schon? Es war keine gute Entschuldigung, wenn der Herr im Himmel danach fragte.

Wind kam auf und stäubte die Asche der Scheiterhaufen hoch,

wirbelte sie durcheinander, ließ sie in der kalten Nachtluft tanzen.

So erinnerte sie an bizarre, schwarze Schneeflocken.

Drei Frauen waren in den alles verzehrenden, gierigen Flammen gestorben.

Noch jetzt gellten ihre schrillen Schreie in Simones Ohren wider.

Das Grauen griff mit eiskalten Klauenhänden nach ihr, und sie drehte sich heftig vom Fenster weg; ihr blinder Großvater stand hinter ihr, unbemerkt war er herangekommen. Beinahe wäre sie gegen ihn gestoßen.

»Ich fühle, wie unruhig du bist, Kind«, sagte der alte Mann und streckte seine knochige, von einer ungesunden, fleckigen Haut überzogene Hand aus, um ihr schmales, kindliches Gesicht zu berühren.

»Bitte, nimm es dir nicht so sehr zu Herzen. Es geschah, was geschehen mußte, um das Übel zu tilgen, das uns widerfahren ist. Denke daran, was sie uns angetan haben… Die Kriegsknechte haben wie die Vandalen gehaust, Tag um Tag. Sie haben die Frauen belästigt und die Männer verhöhnt und gequält. Sie haben unser Brot gegessen, unsere Würste, und sie haben unsere Tiere geschlachtet, um sich auch damit ihre Wänste vollzuschlagen. Doch damit immer noch nicht genug … Des Hofers Haus haben sie dem roten Hahn übergeben, und ebenso das Haus des Heinrich Dauner, das des Ferdinand Steuer. Zwei Männer sind in den Flammen zu Tode gekommen. Denke an all dies, Kind, und dann siehe, wen die Schuld an all diesen Greueltaten trifft. Die Hexen. Sie lockten die Männer an … Sie brachten sie in unser Dorf.« Schwer atmend hielt August Hentscheler inne, seine blinden Augen bewegten sich unstet in den tiefen Höhlen. Unheimlich sah sein Geierschädel im diffusen Kerzenlicht aus, unheimlich und abstoßend.

Simone starrte ihn an. Sie wußte, er liebte sie, er hätte alles für sie getan, denn er war ein herzensguter Mensch. Aber in diesen Augenblicken mußte sie ihn hassen, weil er nicht verstehen wollte.

Sie riß sich aus seinem Griff los und durchquerte den karg eingerichteten Raum. Die Bodenbretter knarrten. Irgendwo knisterte es in den Wänden.

An der Tür wandte sich Simone noch einmal um. »Ich kann nicht mehr in diesem Raum bleiben«, stieß sie hastig hervor. »Ich – ich habe das Gefühl, zu ersticken, wenn ich noch länger hier drinnen bleibe.«

»Kind – nicht…«

»Sei nicht böse, Großvater!«

Sie öffnete die Tür und schlüpfte in den engen, muffig riechenden Flur hinaus. Das Bild der brennenden Scheiterhaufen hatte sich in ihren Sinn eingebrannt, jetzt, in der Dunkelheit, sah sie es wieder.

Die gierig hochzüngelnden violett-orangefarbenen Flammen, den beißenden Rauch, der sich wie eine überdimensionale Schlange

emporgewunden hatte… Die sich windenden und krümmenden Gestalten der verurteilten Frauen …

Sie schüttelte den Kopf, wollte den Spuk aus ihrem Kopf vertreiben, doch es gelang ihr nicht.

Sie erreichte die Tür, zog sie auf und fühlte, wie ihr die kalte Nachtluft entgegenschlug. Sie kühlte die Hitze, die in ihr loderte, entspannte sie, verjagte die bösen Gedanken.

Sie lehnte sich gegen den rissigen Türrahmen, starrte blicklos in die Dunkelheit, hinüber zum großen Nachbarhaus, das sich windschief gegen das Wirtshaus des Hubert Horzinger duckte.

Und sie dachte an ihre Eltern. Beide waren sie tot. Ihr Vater war im Kampf um Augsburg gefallen, und die Mutter hatte den Tod ihres geliebten Mannes nur um wenige Monate überlebt. Dann war sie an gebrochenem Herzen gestorben. Jetzt war sie ganz allein mit ihrem Großvater und Janosz, einem Flüchtling aus Prag. Er lebte schon seit drei Jahren bei ihnen; damals, in den ersten Kriegswirren, war er zu ihnen gekommen, halb tot, und sie hatten ihn aufgenommen und gepflegt. Das hatte er ihnen nie vergessen, und so war er nach seiner Genesung geblieben. Er half im Haushalt, war still, unauffällig, immer freundlich. Sie mochte ihn.

»Oh, Janosz, was du wohl von dieser ganzen Schrecklichkeit hältst?« murmelte sie vor sich hin.

Und plötzlich mußte sie daran denken, ob ihre Eltern wohl an der Hexenverbrennung teilgenommen hätten. Hätten sie ebenfalls in der johlenden und haßerfüllt schreienden Menge gestanden, die sich auf dem Dorfplatz versammelt hatte?

Sie konnte es nicht glauben.

Einem inneren Impuls folgend, trat sie in die Nacht hinaus. Die Tür klappte hinter ihr ins Schloß; sie bemerkte es nicht einmal.

Irgend etwas war ganz unvermittelt anders geworden.

Was?

Angst schnitt in ihr Herz, aber sie beachtete sie nicht. In ihrem Kopf war ein dichter Nebel… Fast schon ein Rauch … Wie der, der von den Scheiterhaufen aufgestiegen war.

Weiter ging Simone Hentscheler, Schritt um Schritt.

Sie näherte sich dem Dorfplatz.

Noch immer spielte der Wind mit der Asche, peitschte sie durch die Luft, ließ sie sich auf Hauswänden, in Nischen, auf Dachsparren niedersetzen.

Ein gespenstisches Bild.

Simone fröstelte. Die Pflastersteine unter ihren Füßen fühlten sich feucht und glitschig an. Hohl hallten ihre vorsichtigen Schritte wider.

Sie fühlte sich beobachtet und riß ihren Kopf herum. Eine flüchtige Bewegung an einem Fenster rechter Hand. Die einfachen Vorhänge

pendelten hin und her.

Wenn sie mich sehen, dachte sie. *Vielleicht halten sie mich dann auch für eine Hexe… Vielleicht glauben sie dann, ich gehöre zu ihnen, weil ich doch jetzt zu ihnen hingehe …*

Trotz der glasklaren Aura des Windes war der Rauch, der vorhin hochgewallt war, noch allgegenwärtig. Sie konnte fühlen, wie er sich auf ihrer Zunge niederließ, in ihrer Kehle, in ihrem Magen.

Sie schluckte, würgte, versuchte, sich aus dem unheimlichen Bann loszureißen, doch es ging nicht.

Irgend etwas zwang sie, näher an die verkohlten Pfähle, die Reisig- und Aschehaufen, heranzugehen.

Eine fürchterliche Aura herrschte um die Stätte des Grauens herum. Dann spürte sie die fremden Gedanken in ihrem Kopf!

»*Du warst das also, Kindchen, du hattest Mitleid mit uns?*« fragte eine geisterhafte Stimme.

»Ja«, erwiderte Simone Hentscheler zögernd. Sie verkrampfte sich.

Teufelsspuck, dachte sie entsetzt. *Also hatte Großvater doch recht!* Niemand war in der Nähe, der zu ihr hätte sprechen können. Nur – die Skelette…

Panik keimte in ihr hoch, drohte, sie zu verschlingen, sie zu einem zitternden, schreienden Bündel zu machen.

»*Oh, keine Angst, Kind, du hattest Mitleid, und so soll dir nichts geschehen. Die Anderen jedoch sind des Todes… Schreckliche Dinge werden geschehen, Tod und Verderbnis euer Dorf heimsuchen. Götter aus einer fernen, fremden Zeit … Götter des Blutes, lüstern auf die Leben von euch armseligen Sterblichen …*« Die Stimme versiegte. »*Ich muß gehen, Kind. Aber noch einmal sei gewarnt: Hüte dich! Geh' weg aus diesem Dorf, denn es ist verflucht!*«

***

Säuselnd und jaulend fegte der Wind heran, peitschte ihr langes blondes Haar aus ihrem Gesicht und zerrte an ihrem einfachen, grob gewebten Kleid. Die unheimlichen Geräusche schienen die Geisterstimme, die soeben noch in ihrem Kopf zu hören gewesen war, zu unterstreichen, schienen den Worten noch mehr Gewicht, noch mehr Nachdruck zu verleihen.

Simone Hentscheler taumelte zurück.

Verschwunden war der Druck in ihrem Schädel, der unheilige Bann, der sie ergriffen hatte.

Ein Schrei stieg in ihrer Kehle hoch, doch er verließ nie ihre Lippen.

»*Du willst sie gehen lassen?*« kreischte eine andere Geisterstimme auf. »*Sie gehört zu dieser gemeinen Brut, die uns umgebracht hat, sie ist eine von ihnen! Ich will nicht, daß du sie gehen läßt!*«

»*Still, Schwester, sie zeigte Mitleid, ist sie da nicht unserer Gnade wert?*«

»*Nein! Nein, sage ich! Sie soll sterben! Sterben, wie die anderen auch!*«

Simone Hentscheler zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen, der Widerstreit der Stimmen spielte sich direkt in ihrem Kopf ab, die grellen Laute ließen ihre Gedanken zerspringen, brachten Schmerzen und namenlose Pein.

Sie krümmte sich, taumelte weiter, ohne zu sehen wohin.

Der Wind wurde stärker. Der Ascheregen faserte hoch, vereinte sich mit den tief am Himmel hängenden Wolken. Irgendwo erklang der klagende Schrei eines Käuzchens.

»*Nein…*«

»*Sie wird sterben! Du bist zu schwach! Zu schwach, Schwester! Ich beherrsche sie, und ich werde sie zu ihrem Sterbeort geleiten!*«

»*Auch ich bin Magdas Meinung*«, ertönte unvermittelt eine dritte Stimme. »*Das Mädchen ist des Todes. Niemand darf Barmherzigkeit von uns erwarten, die von ihrer aller Hand gestorben sind! Einen unsinnigen, teuflischen Tod, den wir nicht verdient haben, da wir zu unseren Lebzeiten keine Hexen waren…*«

»*Ich bin zu schwach…*«

»*Ha! Und deshalb wird sie sterben, sterben…*«

Teuflisches Gelächter gellte in Simone Hentschelers Kopf, wischte alles andere aus, die Realität, die von panischem Entsetzen geprägten Gedanken, die Hoffnung auf Rettung… Wie von ungeheuerlichen Winden gepeitscht, torkelte sie voran, die staubige Dorfstraße entlang, weiter, immer weiter, von den unsichtbaren Teufelinnen geleitet.

Die Sterne, die hier und da durch die bedrohliche Wolkendecke blinzelten, wurden schwächer, ihr Licht verging. Im Osten zeigte sich ein schwaches Blutrot, an den zerfaserten Enden glühte Lavendellicht. Der Tag erwachte.

Simone Hentscheler blieb vor einer Ruine stehen. Es war das Haus des Heinrich Dauner, das von den Kriegsknechten angezündet worden war. Nur mit letzter Mühe und Not hatten die Dorfbewohner verhindern können, daß sich die Flammen auf die benachbarten Häuser ausgebreitet hatten.

Bizarr ragten die verkohlten Balken und Grundmauern in den von einem seltsamen Zwielicht erfüllten Himmel. Die Wolken zogen über das Firmament; der ungnädige Wind trieb sie voran.

Simone starrte auf die Trümmer.

»*Vorwärts… Weiter mit dir!*« befahl die gnadenlose Stimme in ihrem Kopf. »*Ich werde dir schon zeigen, wohin du zu gehen hast!*«

Nebel wallten über den schwarzen Trümmern. Die Glutherde, die noch bis zum gestrigen Tag zwischen Schutt und Holzwerk geglostet hatten, waren endgültig erloschen. Grauweiße Asche auch hier.

Dazwischen Sand, spitze Fragmente jener Backsteine, die unter der großen Hitze zerplatzt waren.

Rechter Hand wuchs eine einigermaßen unversehrte Mauer empor. Sogar die Fensteröffnung existierte noch. Es sah aus wie ein Fenster in eine andere Welt.

Dahinter konnte man die jagenden Wolken sehen, das stärker werdende Licht der Morgendämmerung.

Simone setzte sich wieder in Bewegung. Vorsichtig schritt sie auf die Ruine zu.

»Der Keller ist noch unversehrt, Kindchen… dort wird es geschehen. Dort wirst du deine letzte Ruhestätte finden!«

Kein Gefühl war mehr in Simone, es schien, als wäre sie schon tot.

Jetzt bereute sie, nicht bei ihrem Großvater in der warmen Stube geblieben zu sein, aber für Reue war es jetzt zu spät.

Ihre rissigen, blutleeren Lippen zitterten. Ihr hübsches, ebenmäßiges Gesicht war wie erstarrt. Straff spannte sich die Haut über die Wangenknochen, das blonde Haar wirkte strähnig, fettig und glanzlos.

Kalt war ihr! Eiskalt!

Als würde eisiges Wasser statt Blut in ihren Adern kreisen. Es war schrecklich.

Zielstrebig fand sie ihren Weg durch die Trümmer. Sie bewegte sich geschickt; kein einziges Mal stieß sie sich an, kaum ein Laut war zu hören. Die Trümmer knirschten unter ihren Schritten, mehr nicht.

Dann stand sie vor der hochragenden Mauer. Am Boden, direkt vor ihr, war ein schmales Rechteckmuster zu erkennen: Fugen, die eine Metallplatte umrahmten.

Simone bückte sich, ihre Hände bewegten sich, ohne daß sie den entsprechenden Impuls gegeben hätte. Sie wischten Staub und Asche von der Platte, fanden einen zierlichen Eisenring, umklammerten ihn und zogen daran.

Mit einem schauerlichen Kreischen hob sich der Deckel.

Muffige, verbrauchte Luft schlug Simone Hentscheler entgegen.

Mit einer Kraft, die sie sich niemals zugetraut hätte, wuchtete sie die Platte vollends auf; dann stieg sie die ausgetretenen Steinstufen in den Keller des zerstörten Hauses hinunter.

Dunkelheit herrschte hier unten.

Dazu ein Geruch nach Moder und Vergängnis.

Dieser Keller war vor langer Zeit gegraben worden; der Hauch der Ewigkeit war in ihm.

Das hellere Rechteck blieb in der Dunkelheit über ihr zurück. Mechanisch stieg sie tiefer. Ihre Augen starrten in die Finsternis.

Fäulnisgeruch wurde stärker.

Der Geruch nach Tod und Ewigkeit.

Ihr linker Fuß stieß gegen etwas Weiches.

Es war ein Leichnam, lang ausgestreckt, die halb verkohlten Hände in die lehmige Erde gekrallt.

Simone Hentscheler wußte instinktiv, daß sie Heinrich Dauners sterbliche Überreste gefunden hatte.

Alle hatten geglaubt, daß er in den Flammen umgekommen sei.

Aber er mußte mit letzter Kraft in diesen Keller geflüchtet und hier schließlich an den Folgen seiner schweren Verletzungen gestorben sein.

Sie biß sich auf die Lippen, aber der Schmerz, der ihre Brust zu sprengen drohte, verging so schnell, wie er gekommen war.

Simones Augen gewöhnten sich an die Düsternis. Sie konnte einige wenige Einzelheiten erkennen. Drei große Fässer, ein paar Kisten, rohes Sackleinen war darüber gespannt. Eine Kerze, die davor auf dem Boden stand.

Überall klebten Spinnweben, je nachdem, wie das Licht einfiel, glitzerten sie silbern auf. Ein leichter Luftzug ließ sie erzittern.

Simone ging weiter.

Der Kellerraum war unverhältnismäßig groß. Im Hintergrund, dem sie sich jetzt näherte, spürte sie einen kühlen Lufthauch.

Dann sah sie die schwarze, sich bewegende Wasserfläche.

Hier unten, im Keller von Heinrich Dauners Haus, gab es eine Art Wasserloch!

Schwach schimmerte die Oberfläche.

Die Ränder waren gezackt, wie unter großer Gewaltanwendung in den Boden geschnitten. Eine Handbreit tiefer glitzerte das Wasser.

Simone ließ sich auf die Knie nieder. Die Geisterstimme in ihrem Kopf schwieg. Aber Simone wußte, was die Unheimliche von ihr erwartete.

Sie beugte sich über das Wasser.

In der Tiefe sah sie einen verführerischen Lichtpunkt aufglühen.

Das Wasser bewegte sich leicht, wie von sanftem Wind gestreichelt.

»*Tu* es.« kreischte die Stimme in Simones Kopf.

Tiefer beugte sie sich über das Wasserloch, sie vergaß ihre Umgebung wieder, wie vorhin, nur das Loch existierte noch für sie.

Das Wasserloch und der Lichtpunkt in der Tiefe.

Sekundenlang glaubte sie, dort unten schemenhafte Bewegungen zu sehen, und ihr Herz krampfte sich vor grauenhafter Furcht zusammen.

Was lauerte in der düsteren Tiefe?

»*Du wirst es erfahren, Täubchen!*« wisperte die geisterhafte, böse Stimme voller Hohn.

Die gnadenlose Macht, die sie in ihrem Bann hielt, zwang sie, sich weiter vorzubeugen, ihre Augen waren in kreatürlicher Angst weit aufgerissen, ein wahnsinniger Druck lastete darauf, ihr Herz hämmerte, jeder Schlag pflanzte sich wie ein gewaltiges Echo durch ihren schlanken, biegsamen, Körper fort.

»*Tiefer! Tiefer, Kindchen…*«

Verkrampft vornübergebeugt, kauerte sie über dem sich geheimnisvoll kräuselnden Wasser. Ihr verzerrtes, bleiches Gesicht spiegelte sich in der Fläche, wurde verwischt, verlief, formte sich neu.

Der Lichtpunkt in der Tiefe strahlte verführerisch.

Millimeter um Millimeter senkte Simone Hentscheler ihr Gesicht.

Ihr Atem traf auf das schwarze Wasser, von dem eine überirdische Kälte ausstrahlte.

Dann gab sich Simone einen letzten Ruck; die Geisterhexe, die sie dazu trieb, kicherte in ihrem Kopf. »*Ja, ja, Kindchen, so ist es gut, tu es! Tu es endlich, auf daß wir gerächt werden. Auch die anderen werden an die Reihe kommen… Alle werden sterben …*«

Simones Gesicht tauchte in das eiskalte Wasser. Ihre Herzschläge klangen dröhnend durch ihren Kopf. Wie von weit her. Sie schien nur noch Kopf zu sein; ihr Körper existierte nicht mehr, war in einer anderen Welt zurückgeblieben.

Simones Mund klaffte weit offen. Das schwarze Wasser strömte hinein, füllte ihn aus, eiskalt und unbarmherzig, Simone würgte, mit einem letzten Funken Überlebenswillen zwang sie sich, das Wasser nicht zu schlucken; noch nicht…

Ihre Lungen brannten, ihr Körper zuckte. Aber das ahnte sie nur…

Die geifernde Stimme in ihrem Kopf schrie: »*Stirb! Laß' dein Leben aus deinem nichtsnutzigen Körper fließen… Stärke damit unseren Einstand in der Familie der Schwarzblütigen!*«

Alles verschwamm vor Simones Augen.

Die Herzschläge wurden immer lauter, dröhnten immer nervzerreißender durch ihren Sinn.

Sie klammerte sich daran, aber es nützte nichts. Ihr Bewußtsein entfernte sich immer mehr von ihr, trieb förmlich davon.

Sie war verloren!

***

In blutigem Rot loderten die Höllenflammen aus dem lehmigen Boden, der von zahllosen nackten Füßen ebengestampft worden war.

Bizarre Schatten tanzten über die Höhlenwände.

Alles war in dieses geisterhafte, widernatürliche Licht getaucht.

Auch der Dämonenpriester, der zu einer reglosen Statue erstarrt vor dem überdimensionalen Schädelaltar stand, die Hände hochgereckt, in der Rechten der blutige Opferdolch, in der Linken das versteinerte Hexenherz.

Seine Augen waren verzückt zur Höhlendecke gerichtet, als könne er dort eine dämonische Offenbarung sehen.

Die Eindringlinge hatte er nicht bemerkt.

Noch nicht…

Aber das war nur mehr eine Frage weniger Sekundenbruchteile,

dessen war sich Damona King bewußt. Sobald er seine höllische Andacht beendete, *mußte* er sie sehen.

Und was dann geschah, das konnte sie sich an ihren fünf Fingern abzählen.

Liar bewegte sich in ihrem Griff. Damona drückte fester zu, preßte den dürren, knochigen Körper der Hexe fester an sich, um zu verhindern, daß sie einen Schrei ausstieß.

David Bennet und Chrysel Thoran verhielten sich still. Der Mann schien halb ohnmächtig. Chrysel hatte sich in eine Werwölfin verwandelt; jetzt richtete sie sich auf. Ihre Raubtieraugen glühten in einem unnatürlichen Goldlicht. Sie starrte zu dem Leichnam der Hexe hinüber, der auf dem Schädelaltar ruhte.

Damona wagte kaum zu atmen. Spannung war in die stickige Luft gewoben. Ein Laut, und der Dämonenpriester wurde aufmerksam.

Aber das würde er auf jeden Fall werden…

Ihre Blicke glitten wieder zu dem Hexenherz hin. Schwarz und versteinert ruhte es in der Hand des Dämonenpriesters.

Sie konnte kaum glauben, was die Hexe Liar ihr eröffnet hatte: nämlich, daß dieses Hexenherz jenes magische Relikt war, das sie von ihrer Mutter Vanessa zu ihrem einundzwanzigsten Geburtstag geschenkt bekommen hatte…[1] Ihre Gedanken schweiften für die Dauer eines Herzschlages ab, zu jenem schicksalsschweren Abend, an dem sich ihr Leben so brutal geändert hatte …

Sie sah das unbewegte Gesicht ihrer Mutter, sah, wie sie den Hexenstein von dem Samtkissen herunternahm.

An einer silbernen Kette hing das Kleinod. Vanessa streifte sie ihr über den Kopf, und zum erstenmal hatte sie den Stein auf ihrer nackten Haut gespürt, ein seltsames Gefühl, eine Wärme, die sie von Kopf bis Fuß durchströmte und sie eine Kraft fühlen ließ, die sie noch nie zuvor in sich bemerkt hatte…

Hexenkraft!

Doch während ihres Kampfes gegen den Alptraum-Bringer hatte sie den Hexenstein verloren, und damit auch ihre mächtigste Waffe im Kampf gegen die Dämonen.[2]

Der Zeit-Dämon, Liars Verbündeter, hatte sie in die Vergangenheit geschleudert, so waren sie den Blutgöttern entkommen,[3] aber zweifellos hatte der Schwarzblutige seine Gründe gehabt, sie ausgerechnet hierher zu versetzen. Und keine guten, das stand auch fest.

Sollte es eine Fügung des Schicksals sein, daß sie ausgerechnet jetzt und hier mit einem Relikt zusammengeführt wurde, das ihr Hexenstein sein könnte…?

Sie konnte es kaum glauben. Es war zu phantastisch.

Der eindringliche Singsang ging weiter, schwoll an, stieg zu einer

schrillen Melodie des Grauens auf. Die Teufelsdienerinnen, die diese Melodie intonierten, waren nirgends zu sehen.

Damona riß ihren Blick von dem Hexenherz los, zwang ihn, weiterzuschweifen. Im Hintergrund der Höhle war ein Durchgang zu sehen, kaum mannshoch, unscheinbar. Dahinter mußte ein weiterer Höhlendom liegen.

Rechter Hand gab es eine düstere Nische; das blutrote Licht erhellte sie nicht.

»Los!« zischte Damona und zerrte Liar mit sich. Die Hexe, die das Grauen über London gebracht hatte und jetzt in ihrer Gewalt war, wehrte sich nicht. Schnaufend, gepreßt kam ihr Atem. Ein stinkender Atem, der Damona Übelkeit verursachte, sooft sie ihn wahrnahm.

David sah zu ihnen herüber. Damona nickte ihm zu, bedeutete ihm, ihnen zu folgen. Chrysels Blick hing noch immer auf dem Leichnam der blondhaarigen Hexe. Geisterhaft spielte das blutigrote Licht darüber.

Und jetzt sah es Damona ebenfalls: Der schöne, ebenmäßige Körper löste sich auf. Flecken bildeten sich, vergrößerten sich rasend schnell. Dann überzog eine feine, graue Schicht den ganzen Körper.

Im nächsten Augenblick wurde er zu Asche, die sacht wie Schnee zu Boden rieselte.

Unbeweglich, voll konzentriert, stand der Dämonenpriester. Ein Mahnmal des Horrors.

Damona erreichte mit Liar die Nische. David kroch heran. Die Dämonentochter verharrte. Muskeln spielten unter dem struppigen Wolfsfell, das sich über die Rippen spannte. Die Vorderläufe der Werwölfin zuckten. Der mächtige Rachen klaffte offen. Geifer tropfte über die gefährlich glitzernden Reißzähne.

»Ein hübsches Kindchen, das da aus ihr geworden ist«, krächzte Liar kaum hörbar. Damona ruckte sie noch näher zu sich heran, und die Hexe verstummte mit einem gurgelnden Keuchen.

»Keinen Laut«, warnte Damona dicht an ihrem von strähnigem, fettigem Haar überdeckten Ohr.

David erreichte sie. Immer wieder sah er zu Chrysel zurück. »Guter Himmel, was hat sie nur vor?« hauchte er. »Wir – wir müssen ihr helfen…«

»Es ist zu spät!« flüsterte Damona.

Der Dämonenpriester bewegte sich. Ein Muskel zuckte in seinem ebenmäßigen Gesicht. Das blutrote Leuchten wurde schwächer. Der Singsang leiser, beinahe sanft, wie ein gemächlich dahinplätscherndes Wasser.

»*Mackaar, san yo da Saraan!*« flüsterte der Dämonenpriester. Langsam senkten sich seine Hände. Ein kalter, silbriger Glanz pulsierte über das Hexenherz. Sekundenlang hatte Damona den Eindruck, als pulsiere es

schwach, dann blieb ihr keine Zeit mehr für weitere Überlegungen.

Bisher schien die Szenerie eingefroren gewesen zu sein.

Jetzt aber löste sich der Bann.

Der Dämonenpriester entspannte sich, murmelte leise Worte, die sie nicht verstehen konnte, das blutrote Lachen verwandelte sich zu einem düsteren Schein, der nur noch den direkten Umkreis um den Dämonenpriester erhellte. Lichtflecken huschten über das markante, diabolische Gesicht. Das mörderische Leuchten in seinen Augen glühte auf.

Der Priester hatte die Werwölfin gesehen!

Ein überraschender Laut drang über eine Lippen.

Chrysel duckte sich. Mächtige Muskeln schwollen über ihren Flanken an. Ein drohendes Grollen kam aus ihrem Rücken.

»Satan!« keuchte der Priester entsetzt und glückselig zugleich. Er verneigte sich, ließ sich auf die Knie fallen, riß beide Hände wieder hoch.

»Satan!«

Dieses Mal schrie er den Namen hinaus.

Die Werwölfin setzte sich in Bewegung; geduckt, dicht über dem Boden, kroch sie voran, der Schweif pendelte nervös.

Damona preßte die Hexe und sich so tief wie möglich in den Schatten. David Bennet war neben ihr; er atmete hastig und flach.

Fast konnte sie sein Entsetzen spüren.

»Satan!« murmelte der Dämonenpriester erneut. »Dein getreuer Diener bin ich, o Herr, o Mächtiger, Dank sei dir, für die Gnade, die du mir mit deiner Erscheinung erwiesest, o Allmächtiger, o Großer!«

Damona verstand ihn nur mit Mühe und Not; er sprach ein uraltes Hochdeutsch, das sich verzerrt, verkünstelt anhörte.

Aber immerhin: Sie verstand es.

Ihre Muskeln spannten sich an. Wie würde die Werwölfin reagieren? Der monotone Gesang der Teufelsdienerinnen war noch immer die Begleitmusik für das Geschehen, das in der Opferhöhle ablief.

Damona begann zu schwitzen.

Egal, wie Chrysel auch reagierte, der Boden hier drinnen war verdammt heiß, und es gab – so, wie sie das sah – keine Chance, unauffällig zu verschwinden.

Sie würden sich ihren Weg freikämpfen müssen.

Und Damona war fest entschlossen, Chrysel Thoran mitzunehmen. Sie war menschlich, hatte sich lange erfolgreich gegen den Ruf ihres Dämonenvaters Zoran-Barkaras gewehrt. Erst jetzt hatte der Fluch des Blutes Macht über sie erlangt und sie zur Werwölfin werden lassen.

Vielleicht konnte sie ihr helfen.

Schon David Bennet zuliebe, der Chrysel liebte.

»Sag, o Herr, was du von mir wünschest, und ich werde es

vollbringen! Alles werde ich tun, dir zu Gefallen zu sein, o Allmächtiger aus dem Höllenreich!«

Die Werwölfin verharrte; wieder kam das dumpfe Grollen tief aus ihrem Rachen.

Es wurde zu einem bestialischen Knurren!

Und dann sprang die Wölfin!

***

Sie ertrank; das große Dunkel griff mit gierigen Händen nach ihr und wollte sie nicht mehr loslassen!

Aber Simone Hentscheler wollte leben.

Leben!

Das kalte Wasser vertrieb den Bann, vertrieb die Geisterstimme; explosionsartig kamen ihre Gefühle frei, vereinten sich zu einem Chaos wilden Überlebenswillens.

Aber das kalte, nasse Dunkel war überall.

Wo war oben, wo unten?

Wo war ihr Körper?

Sie fühlte ihn nicht. Die Gier, weiterleben zu dürfen, machte sie schier verrückt, ihre Hände tasteten schlagend herum…

Ihre Hände!

Sie fühlte sie!

Und dann war da noch etwas, das sie fühlte…

Eine Berührung, an ihrer Schulter, Schmerz, ein Ruck… Sie wurde zurückgerissen, Wasser prasselte und schmatzte und gluckste, ihr Kopf pendelte in den Nacken …

Und plötzlich war da auch überall Luft, muffige, von Verwesungsgeruch geschwängerte Luft, aber immerhin. Gierig pumpte sie sie in ihre Lungen, schluchzte, japste, würgte – und lebte!

Sie wälzte sich herum, spürte noch immer die Berührung auf ihrer Schulter, aber sie konnte sich jetzt nicht darum kümmern. Ihr würgendes Keuchen durchriß die Stille, die in dem unheimlichen Keller herrschte.

Dann sagte eine beruhigende Stimme: »Simone… Nicht aufgeben, du mußt atmen, atmen, bei allen Heiligen des Himmels!« Der Rest dessen, was die Stimme noch sagte, verschmolz zu einem unentwirrbaren Geräuschklumpen.

Simone weinte. Heiß rannten die Tränen über ihre Wangen. Ihre Hände fuhren über den schmierigen, nassen Lehmboden, suchten einen Halt.

Dann spürte sie den anderen Körper…

Mit einem Schrei fuhr sie hoch – und starrte in Janosz’ entsetztes Gesicht. Hager und schmal und unscheinbar war es, die langen, zerzausten schwarzen Haare ließen es noch bleicher aussehen, als es

ohnehin schon war.
»Simone, Simone, um Gottes willen, was hast du hier unten, in diesem Keller gesucht? Und warum…« Er schüttelte fassungslos den Kopf, sah sie nur an.
Keuchend lag sie neben dem Wasserloch.
Das schwarze Wasser hatte sich wieder beruhigt, sanfte Ringe trieben auf der Oberfläche. Der helle Punkt, den sie noch vor wenigen Augenblicken gesehen hatte, war verschwunden.
Ebenso die geisterhafte Stimme in ihrem Kopf, die sie zu ihrem Selbstmordversuch getrieben hatte.
»Oh, Janosz«, wimmerte Simone und klammerte sich an den jungen Mann, der ihr das Leben gerettet hatte. »Es war so schrecklich… Die Hexen … Eine hat mich gezwungen, hierher zu gehen. Sie wollte…« Ihre Stimme versagte, zerfaserte in einem häßlichen Krächzen. »Sie wollte, daß ich mich hier töte.«
»Gütiger Herr im Himmel!« stieß er hervor und bekreuzigte sich.
Dann nestelte er seinen Hemdkragen auf, seine Rechte ergriff das silberne Kruzifix, das an einer dünnen Kette um seinen Hals lag, streifte es über den Kopf und reichte es ihr.
»Da, nimm!« bot er ihr fast schüchtern an.
»Die Stimmen sind aus meinem Kopf verschwunden.«
»Trotzdem, Simone, du mußt es tragen, dann können sie sich nicht mehr deiner und deiner Seele bemächtigen.« Wieder bekreuzigte er sich.
Sie nahm das Kreuz; die Angst, die in seinen dunklen Augen schwelte, entzündete auch in ihr wieder die Furcht.
Warum hatten die Geisterhexen von ihr abgelassen?
Waren sie schon zu schwach? Waren ihre Geister in die Gefilde des Jenseits davongetrieben, hatten sie dort im Bund der Schwarzblütigen Aufnahme gefunden?
Als sie das Silber auf ihrer nackten Haut spürte, wurde sie ruhiger.
Ruhe und Frieden kehrten in sie ein, die Furcht wich.
»Wie hast du mich gefunden?« fragte sie unvermittelt.
Janosz zuckte die Schultern, ein schwaches Lächeln entspannte sein Gesicht. »Ich kam aus dem Wirtshaus zurück. Da sah ich dich zu den Scheiterhaufen gehen. Ich bin dir gefolgt…«
»Aus dem Wirtshaus…«, hauchte sie. »Dann warst du dabei, als sie die – die Frauen verbrannt haben?« Entsetzen spiegelte sich auf ihrem jungen Gesicht wieder.
Er schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er. »Nein, bei allem, was mir heilig ist. An meinen Händen klebt kein Blut. Ich – ich…« Er brach heftig atmend ab, dann fuhr er wieder fort: »Hören wollte ich, was sie weiter vorhaben, diese – diese blutrünstigen, verblendeten Leute.«
»Oh, Janosz, ich bin so froh.« Die Tränen kamen wieder und liefen in

silbrigen Spuren über ihr Gesicht. »Es ist so schlimm, was hier geschieht. Die. Frauen – es waren keine Hexen. Erst durch diesen schrecklichen Tod wurden sie es. Zwei von ihnen haben sich dem Teufel überschrieben. Sie haben das Dorf verflucht. Alle sollen sterben.«

Janosz Gesicht verkantete sich. Er nahm sie in seine Arme, zögernd, schüchtern, drückte er sie an sich. »Der Odem des Bösen herrscht auf Erden. Der Krieg stumpft die Seelen der Menschen ab. Sie wissen nicht mehr, was recht ist, und was unrecht.«

Sie lehnte sich gegen ihn; es tat gut, seinen ruhigen, gleichmäßigen Herzschlag zu spüren, seine Atemzüge, seinen hageren, sehnigen Körper.

Er nutzte die Situation nicht aus, das wußte sie. Er war ihr Freund, wollte ihr Trost geben. Er hatte nicht vergessen, daß ihre Eltern sich seiner angenommen hatten, als er mit dem Tode rang.

»Wir – wir müssen etwas tun«, flüsterte sie bitter.

»Sinnlos. Nichts können wir tun, nur beten – und hoffen.« Seine Stimme klang düster. Sein Gesicht war von Trauer überschattet; sie sah es trotz der herrschenden Düsternis.

»Aber Janosz…«

Sanft unterbrach er sie, indem er ihr einen Finger auf die Lippen legte. »Psst, kleine Simone. Du bist so jung, kaum achtzehn Jahre, das Leben will ich dir zeigen, was es mit uns Menschen anzustellen vermag. Wir müssen es hinnehmen.«

Sie richtete sich plötzlich in seinen Armen auf. Ihre Blicke suchten sein Gesicht, forschten darin. »Du weißt etwas, Janosz… Sonst würdest du nicht so reden.«

Er wich ihrem harten Blick aus.

»Sag es mir, oh, bitte, Janosz, sag es mir!« flehte sie. »Es darf nicht noch mehr Unrecht geschehen in diesem Dorfe!«

Rauh sagte er: »Sie haben noch immer nicht genug Blut geleckt, diese Verrückten. Die alte Immana, die am Waldesrand in der kleinen Kate lebte…«

»Die Kräuterfrau?« entfuhr es Simone.

Er nickte. »Ja, die Kräuterfrau, die Heilerin. Sie haben sie gefangengenommen. Im Wirtshaus haben sie sie verhört. Sie hat gestanden, eine Hexe zu sein, so wie auch die drei Frauensleut, die heute nacht verbrannt worden sind.«

»O Gott!«

»Und sie hat die Leute ebenfalls verflucht und die Rache des Höllenfürsten auf sie beschworen. Simone, ich glaube, sie ist wirklich eine Hexe. Vorhin, als ich das Wirtshaus verließ, sah man am Himmel einen blutigroten Schimmer. Dicht über der kahlen Spitze des Hexenberges schwebte er…«

»Der Hexenberg… Aber das ist doch nur ein Märchen. Ein uraltes Märchen!«

»Die Leute glauben in dieser Zeit nur zu gerne an solcherlei alte Märchen. Der Hexenberg lebt, sagen sie, und ich weiß auch, daß es stimmt. Ich habe den Schimmer auch gesehen. Wie ein auf dem Kopf stehendes Kruzifix sah dieser Schimmer aus. Eine Drohung des Teufels!«

»Und – was werden die Männer tun?«

»Noch im Morgengrauen werden sie losziehen, hin zum Hexenberg. Sie wollen den teuflischen Sabbat stören, der dort abgehalten wird, um die Mächte des Bösen zu beschwören und gegen uns zu hetzen.«

»Und Immana?«

»Ist tot. Sie haben sie…« Er vollendete den Satz nicht. Sein Blick ging an ihr vorbei, ins Dunkel.

Simone schluchzte wieder. Die Trauer, die sie erfüllte, war nicht mehr auszuhalten. So durfte es nicht weitergehen, guter Himmel, die Leute mußten doch sehen, daß es Wahnsinn war, was sie taten.

Sie zitterte am ganzen Leib. »Janosz, wir – wir müssen ebenfalls zum Hexenberg gehen«, flüsterte sie und schniefte.

Er wischte ihr die Tränen weg. »Warum?« fragte er dann ruhig.

»Wir müssen…«

Sie senkte ihren Kopf. »Ich kann nicht glauben, daß dort oben Hexen sind«, sagte sie plötzlich ganz ruhig.

»Sie sind dort, ich weiß es.«

»Aber…«

»Die Leute werden sie töten. Sie haben Blut gewittert, sie sind entschlossen, das Unheil aus den Niederungen des Bösen mit Stumpf und Stiel auszurotten. Sie machen es für das Unglück verantwortlich, das über die Welt gekommen ist.«

»Wir müssen hin, Janosz, bitte…« Sie starrte ihn an, ihre rechte Hand klammerte sich schmal und zerbrechlich um sein Handgelenk.

Sanft sah er sie an. »Also gut, kleiner Trotzkopf, ich werde dich begleiten; Ich weiß, daß es unser Tod sein wird… Menschen sollen sich nicht in übernatürliche Dinge mischen … Aber ich werde dich begleiten.«

»Warum sagst du das? Warum sollten wir sterben, wir wollen doch nur…«

»Nur das Beste, ja, ich weiß, kleine Simone. Trotzdem… Ich ahne es. Das Verderben schwebt über uns. Es wird uns alle verschlingen.«

Die Stille, die seinen Worten folgte, wirkte eiskalt und bleiern.

Simone Hentscheler meinte, die Geisterstimme der Hexe wieder hören zu können; ein boshaftes Kichern, dann den Fluch, den sie ausgesprochen hatte…

Entschlossen stand sie auf. Der Boden war kalt und naß, ihre Haut

prickelte.

»Wir müssen es tun, müssen versuchen, weiteres Unrecht zu verhindern, sonst werden wir nie wieder unser Seelenheil finden, Janosz.«

Er nickte schweigend und erhob sich ebenfalls. »Du hast dich verändert, Simone, du bist reifer, erwachsener geworden. Und mutiger.« Er lächelte freudlos. »Vielleicht sollte ich mir ein Beispiel nehmen an dir.«

Sie hörte gar nicht richtig hin. Sie dachte an den Hexenberg, an die Unglücklichen, die sich vielleicht aus Angst vor irgendwelchen Verfolgern dort oben versteckt hatten, und die von einem blutgierigen Mob umgebracht werden würden, als Hexen und Hexer verleumdet; unschuldige Menschen, unschuldig wie auch die drei Frauen, die heute nacht verbrannt worden waren.

»Komm«, sagte Janosz leise. »Wir müssen gehen, wenn wir nicht zu spät kommen wollen. Die Männer sind vorhin schon aufgebrochen. Der Tag erwacht.«

Simone zuckte leicht zusammen, sah ihn an. Wieder legte sie ihre Hand um sein Handgelenk. »Danke, Janosz.«

»Sag nicht danke, liebe Simone. Ich geleite dich in deinen Tod… Ich müßte dich von deinem Vorhaben abhalten, doch ich kann es nicht, weil ich einsehe, daß du recht hast. Dennoch … Der Herr möge mir vergeben.«

Er wandte sich ab, durchquerte den Keller und stieg die schmalen, ausgetretenen Treppenstufen hinauf.

Simone Hentscheler folgte ihm. Ein böses Gefühl nistete in ihr…

Das Grauen!

***

Die Werwölfin griff an!

Kraftvoll schnellte sie sich ab; wie ein Schemen flog sie durch die Luft, die Pranken ausgestreckt, die Reißzähne gebleckt! Ein graues Bündel geballter Kraft!

Im ersten Augenblick war Damona King unfähig, zu handeln.

Dann krachte die Wölfin gegen den Dämonenpriester. Er schrie. Ein erbärmlicher Laut, der plötzlich wie abgeschnitten verging, als der Teufelsdiener auf den Boden knallte. Knurrend stießen die Wolfskiefer vor, die Fänge blitzten, Geifer sprühte in silbrigen Kaskaden davon, dann schnappten die Fänge zu…

Opferdolch und Hexenherz entfielen den kraftlos gewordenen Fingern des Dämonenpriesters.

Und im gleichen Augenblick handelte Liar, die Hexe!

Sie rammte ihre Ellenbogen nach hinten, in Damonas Magen! Sie klappte zusammen, vor ihren Augen wurde es schwarz. Ein greller

Schmerz lohte durch ihren Leib.
Sie hatte eine Sekunde lang nicht aufgepaßt, war von Chrysels Angriff regelrecht geschockt worden; das rächte sich jetzt.
Liar kam aus ihrem Griff frei und hetzte los.
»Herbei, ihr Dienerinnen Satans!« kreischte sie mit überschnappender Stimme. »Kommt herbei! Helft eurer Schwester!«
Damona riß sich vorwärts, sie ignorierte den Schmerz, konzentrierte sich ganz auf die Hexe.
Grollend federte die Werwölfin herum. Breitbeinig stand sie über ihrem reglos am Boden liegenden Opfer.
Von der Nebenhöhle waren aufgeregte Stimmen zu hören. Der Singsang war unterbrochen. Schritte patschten herbei.
Irgendwo hinter Damona rannte David Bennet los.
Sie aber hetzte der Hexe hinterher. Ein schwarzer Schleier umflirrte den so schwerfällig scheinenden Körper der Alten.
Damona wußte, was das zu bedeuten hatte.
Sie versuchte, ihren Hexenschatten, ihren Astralleib, von ihrem Körper zu lösen!
Stimmengewirr von der Nebenhöhle her.
Fackellicht. Schatten, die über den Boden wogten.
Die Teufelsdienerinnen kamen!
Danoma hatte aufgeholt! Liars Hexenschatten aber war bereits materialisiert, löste sich vom Hexenleib.
Na warte, dachte Damona verbittert. Sie sprang. Geschmeidig flog sie vorwärts, bekam Liar an den buckligen Schultern zu fassen und riß sie mit sich zu Boden. Die Welt drehte sich, dann lag Damona auf der zappelnden Hexe.
»Du kriegst mich nicht, du…« keifte sie.
Damona wurde nach hinten gestoßen; ein gemeiner Schlag hatte sie knapp unterhalb ihrer Brüste getroffen. Sie fiel. Ihr Schädel knallte auf den Boden. Liar rappelte sich kichernd hoch. Damona sah es, wälzte sich herum, halb wahnsinnig vor Schmerzen, riß ihre Füße hoch, traf Liar. Die Alte flog davon.
Ein Schmerzensschrei.
Stimmen.
Die Teufelsdienerinnen!
Schatten!
Damonas Blick verschwamm. Sie stieß sich auf den Ellenbogen hoch, sah David heranstürmen, über einen welligen, sich ruckartig hebenden und senkenden Boden kam er… Sein Gesicht war wie eine Totenmaske verzerrt. Er sah sie, aber er kam nicht näher …
Alles vermischte sich. Schmerz wühlte in ihr. Ihre Hände tasteten über den Boden, versuchten, ihren tauben Körper vorwärts, zu Liar hin zu ziehen.

Da berührten sie einen kühlen Gegenstand.
Ein Herz.
Das Hexenherz!
Sie krallten sich darum, rissen den schwarzsilbern glühenden Stein heran, die Kraft, die davon ausstrahlte, sickerte in sie ein.
Plötzlich war der Nebel aus ihrem Kopf verschwunden.
Ein silberhelles Klingen perlte durch sie hindurch. Feine Töne, eine Melodie, wie sie sie lieblicher noch nie gehört hatte…
Sie kam hoch.
Liar griff im gleichen Sekundenbruchteil an. Sie hatte den Opferdolch des toten Dämonenpriesters in der Rechten, wie eine Furie stürmte sie vor, die Hand zum Stoß erhoben.
»Stirb!« keuchte sie.
Damona konnte nicht handeln. Sie war einfach nicht dazu in der Lage; etwas bannte sie, hemmte sie, machte sie bewegungsunfähig.
Oder täuschte sie sich?
Sie sah Liar herankommen. Und sie sah, wie die Hexe immer langsamer wurde. Ihre Hand kam hoch… Die Hand, die das Hexenherz hielt …
Liar schrie.
Ein stummer Schrei.
Dann knallte sie gegen Damonas ausgestreckte Faust, ein Lichtblitz flammte auf, ein Schlag wie von tausend Teufeln, pflanzte sich durch ihre Hand, durch ihren Arm, in ihren Schädel hinein… Tief, tief … wie ein glühendes Schwert!
Und das sanfte Klingen und Singen, das sie erfüllte, nahm an Intensität zu, füllte sie aus, machte sie ganz ruhig und gelassen.
Das Hexenherz…
Es beherrschte sie auf geheimnisvolle Art und Weise! Nicht brutal, nicht zwingend, aber doch so, daß sie es bemerkte.
Liar existierte nicht mehr. Dort, wo sie gestanden hatte, lag ein häßlich anzusehender, grauer, schmieriger Haufen, dazwischen die Fetzen ihrer Kleidung sowie der Dämonendolch. Schwarz verfärbt und zu einem Kreuz verbogen war er!
Das Klingen versiegte.
Der normale Zeitfluß setzte wieder an.
Die Werwölfin starrte zu ihr her, die goldenen Augen flammten in einem sonderbaren Licht.
David Bennet stand hinter ihr. »Damona…«
»Still!« herrschte sie ihn an.
Die Teufelsdienerinnen standen ein paar Yard entfernt und starrten zu ihnen her.
Junge Frauen waren es, bildhübsch, groß, schlank, mit ebenmäßigen Körpern. Sie waren nackt, die Haut glänzte, als wäre sie mit Öl

eingeschmiert.

Das zuckende Fackellicht tanzte darüber.

Die Priesterin trat vor. Die glutschwarzen Augen richteten sich auf Damona.

»Ihr seid des Todes!«

Nur diesen Satz sagte sie. Eiskalt war ihr Gesicht, wie unter fürchterlichem Frost erstarrt.

Damona antwortete nicht; was hätte sie auch sagen sollen? Sie spürte die Wärme des Hexensteins, und sie wußte, daß es wirklich ihr Hexenstein war!

Sie erwiderte den vernichtenden Blick der Hexenpriesterin. Sie akzeptierte das, was geschehen war, ohne auch nur eine Frage zu stellen. Eine seltsame Frau.

Oder reimte sie sich zusammen, was hier geschehen war? Glaubte sie, die Beschwörung des Dämonenpriesters sei fehlgeschlagen?

»Packt sie!« stieß die Hexenführerin hervor.

Ihre Gefährtinnen setzten sich in Bewegung. Schweigend. Wie eine lebende Mauer, kamen sie heran. Waffen blitzten in schlanken Händen. Dolche, die Klingen liefen teuflisch spitz zu.

»Stopp!« sagte Damona King, ihre Stimme klang schneidend, ehrfurchtgebietend.

Sie riß ihre Rechte hoch. Das versteinerte Hexenherz war zu sehen.

Die Hexen erstarrten.

Die Anführerin wurde in ihrer Entschlossenheit wankend. »Wer – wer bist du?« stieß sie überrascht hervor. »Ich, dachte…«

Und Damona bluffte!

»Du dachtest, soso«, schnauzte sie arrogant. »Was dachtest du denn, Elende?«

»Daß ihr Feinde seid aus einer anderen Dimension… Feinde, die unsere Sache behindern wollen. Sanjarmaar, der Priester, ist tot. Diese Wölfin …«

»Er war ein Versager. Ich gab meiner Wächterin Befehl, ihn zu vernichten!«

Die Werwölfin bewegte sich. Die Goldaugen funkelten. Damonas Nerven waren zum Zerreißen angespannt. War Chrysel Thoran trotz ihres fürchterlichen Körpers Mensch geblieben? Da sie den Dämonenpriester getötet hatte, war dies zumindest anzunehmen.

»Dann seid ihr… des Teufels Abgesandte?« fragte die Hexenführerin, und ihre Stimme klang jetzt fast weinerlich. Die stolze Gestalt bebte wie unter heftigem Schüttelfrost.

»Ich…«, rief Damona King überheblich aus und straffte sich, »ich bin keine Abgesandte des Teufels… Ich bin seine Tochter!«

»*Sandora yo tharass!*« keuchte die Priesterin und fiel auf die Knie nieder. Ihre Gefährtinnen taten es ihr gleich.

Damona entspannte sich kaum merklich.

Sie trat vor, winkte David Bennet und der Werwölfin. Und – Chrysel reagierte tatsächlich!

Geschmeidig glitt sie an ihre Seite, die Wärme ihres Wolfskörpers strahlte auf Damona King über.

David räusperte sich. Er war totenbleich. Das, was hier vorging, war purer Horror. Mehr, als ein normaler Sterblicher verkraften konnte.

Aber er hielt durch.

Er fragte nicht, sondern akzeptierte nur.

Und fürs erste genügte das. Damona lachte höhnisch und spielte ihr Spiel weiter.

»Ja, kriecht vor mir, ihr unwürdigen Würmer, die ihr euch meine Dienerinnen nennt! Kriecht, und gebt den Weg frei, auf daß ich in die Welt der Sterblichen hinaustreten und das Grauen meines Vaters säen kann!«

»O edle Teufelstochter…«

»Keinen Laut mehr will ich hören! Schweigt!«

»Vergebung!« wimmerte die Anführerin. »Vergebung!«

»Ich werde mit meinem Vater Rücksprache halten, ob euch euer Ansinnen erfüllt werden wird, einstweilen tut Buße, verstreut euch in alle Winde und hütet euch, noch einmal einen Sabbat zu feiern, als bis euch mein Vater, Satan, dies befiehlt! Verhaltet euch still, hütet euch, die Aufmerksamkeit des Teufels zu früh auf euch zu lenken, es wäre eurer Tod!«

»Wir hören und gehorchen, o Mächtige!«

Damona ging weiter. Die Hexen lagen am Boden, vornübergebeugt, die Arme ausgestreckt, die Stirnen auf den Lehm gepreßt.

Gut.

Noch ein paar Minuten, dann…

Damona stieg über sie hinweg. David folgte. Dahinter kam die Werwölfin. Ihr hechelnder Atem war überlaut zu hören. Der Durchgang zur Nebenhöhle.

Die Teufelsdienerinnen rührten sich nicht. Offenbar hatte sie sie genügend beeindruckt. Damona grinste.

Da gellte die Krächzstimme auf!

»Ihr Närrinnen! Laßt euch von einer Abtrünnigen bluffen! Hoch mit euch! Packt sie! Laßt sie nicht entkommen!«

Die Stimme von Liars Hexenschatten!

Damona fluchte. »Shit!« Den Schatten hatte sie ganz vergessen! Sie wirbelte herum, der Hexenstein in ihrer Faust glühte auf. Die Hexenkraft rieselte durch ihren Körper, in ihr Bewußtsein, füllte es strahlend hell.

Wieder das feine, zerbrechliche, sanfte Klingen und Klimpern. Als würde feinstes Kristallglas aneinanderstoßen.

Der Hexenstein!

Damona fühlte wispernde Gedanken in ihren Geist strömen, Chrysels Gedanken!

Verschwinden… Nicht mehr lange aushalten … Blutdurst … Ich kann es nicht mehr beherrschen … Die Wölfin ist stärker … Fluch des Schwarzen Blutes …

Der Hexenschatten schwebte einen Yard über dem Leichnam des Dämonenpriesters und nahm menschliche Gestalt an!

Liars zweites Ich entstand!

Glutrot leuchteten die Augen in dem von der Kapuze überschatteten Gesicht.

Der Blick dieser Augen richtete sich auf Damona King!

»Du kannst mich nicht aufhalten, Damona King!« stieß sie haßerfüllt aus. »Zu mächtig bin ich! Die Blutgötter selbst haben mir diese Macht gegeben, auf daß ich eine würdige Gegnerin für dich sei!«

»Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen!«

»Oh, aber es wird sehr bald soweit sein, dessen sei versichert!«

Die Hexen richteten sich auf.

Aber noch zögerten sie.

Damona hob den Hexenstein, aber nichts geschah. Der Hexenschatten lachte. Ein dürrer Arm streckte sich aus; Knochenfinger reckten sich, zeigten auf sie!

»Packt sie! Ich, Liar, die Verbündete der Blutgötter, befehle es! Gehorcht, denn meine Herren und Meister werden bald hiersein, und dann werdet ihr fürchterlich büßen, wenn ihr mir den Gehorsam verweigert!«

Dunkle Spinnenweben faserten von dem Hexenschatten aus, schnellten auf Damona King zu…

Die Hexen schrien wüst durcheinander und kamen auf die Füße.

Fackeln wurden erhoben, die Klingen der Dolche blitzten auf. Damona riß David Bennet herum, stieß ihn vor sich her, durch die Höhle.

»Los, David, weg… Wir haben zu früh verloren!«

Die Werwölfin knurrte.

Ihre Gedanken flossen in Damonas Sinn. *Kämpfen… Töten … Will nicht fliehen … Sie sind schwächer, ich bin stark!*

»Nein, Chrysel!« Damona formulierte ihre Gedanken laut, um sie noch intensiver ausstrahlen zu können. »Komm mit uns, wir brauchen dich. Sie töten dich. Es sind zu viele.«

Ein Gefühlswirrwarr antwortete ihr. Zögern. Ungestümer Kampfeswille.

Es blieb nicht mehr viel Zeit!

Die Hexen rückten vor. Noch zögernd, denn sie hatte ihnen vorhin einen gehörigen Schrecken eingejagt. Wie eine Rachegöttin war sie

vor ihnen gestanden.
Das hatte sich in ihr Gehirn gefressen.
Liar tobte und geiferte.
»Los, packt sie endlich! Tötet sie!«
Endlich warf sich Chrysel herum und trottete an Damona Kings Seite.
Ich gehorche dir. Du meinst es gut mit mir, wisperten ihre Gedanken, und Damona konnte sie so gut verstehen, als hätte Chrysel sie laut gesagt.
Das Hexenherz hatte ihre Hexenfähigkeiten wiedererweckt!
Es fungierte als Aktivator, als Verstärker…
»Wagt es nur«, schleuderte Damona den Hexen entgegen. »Glaubt dieser Unseligen, die sich anmaßt, euch gegen mich aufzuhetzen, glaubt ihr, und eure Strafe wird fürchterlich sein!«
Das brachte ihr und ihren Gefährten wieder einige wertvolle Sekundenbruchteile.
Damona wußte: Gleich war der Bogen überspannt.
Dann hielt die Hexen nichts mehr auf.
»Jetzt!« hauchte sie David und Chrysel zu, und warf sich herum.
Hinter ihr johlte die Meute der Teufelsdienerinnen auf.
»Glaubt ihr mir jetzt endlich, ihr verdammten, nichtsnutzigen Hündinnen?« kreischte Liars Hexenschatten durch den allgemeinen Tumult.
Schreie gellten auf. Schritte stampften hinter den Flüchtenden her.
Ein Höllenlärm herrschte.
Wie eine Springflut folgten ihnen die Hexen.
Damona machte sich keine Illusionen. Ihr Vorsprung war minimal.
Dazu kam, daß sie erschöpft waren. Sie hetzten durch den hohen Höhlendom, der sich der Opferhöhle anschloß.
Dann erreichten sie einen schmalen Gang. Porös war das Erdreich, das sich um sie herum wölbte. Hier und da hingen Wurzelreste von der niederen Decke.
»Sie holen auf!« keuchte David voller Panik.
»Red jetzt nicht!« herrschte ihn Damona an.
Die Wölfin war dicht hinter ihr.
Die Schreie kamen näher. Fackellicht flutete in den Gang, warf ihre Schatten bizarr verzerrt vor ihnen her.
Damona lief gleichmäßig und geschmeidig, und ebenso atmete sie auch. Niemand konnte wissen, wie lange dieser Höhlengang war.
Lauter wurde das teuflische Geschrei hinter ihnen.
Und Damona wußte, daß es noch viel härter kommen würde. Liars Hexenschatten hatte es vorhin ausgesprochen: Die Blutgötter waren auf dem Weg hierher… Der Zeit-Dämon würde ihnen verdammt behilflich sein, wenn er noch existierte.
Und wenn die Blutgötter erst einmal hier waren, dann… Sie würgte

den Gedanken ab. Wenn diese Teufel hier auftauchten, dann würde sie weiter darüber nachdenken, aber vorher nicht. Das belastete momentan nur.

Weiter hetzte sie.

Und die Furien, die dem Hexenschatten jetzt blindlings gehorchten, jagten hinter ihnen her.

Eine gnadenlose Hetzjagd hatte begonnen…

***

Ein gleißender Blitz zuckte auf, zerriß die tief hängenden Gewitterwolken, blendete, ließ den vom Himmel strömenden Regen silberhell aufleuchten, und fuhr mit einem berstenden Schlag in den kargen Boden. Es rumpelte und rumorte. Noch tiefer schienen die Wolken über dem Boden zu kriechen.

Das geisterhafte Licht, das die Gewitterdüsternis sekundenlang erhellt hatte, verschwand flackernd.

Die Männer blieben stehen. Einige murmelten unbehaglich miteinander.

Der Regen tropfte von ihren breitkrempigen Hüten und perlte über die einfache, derbe Wetterkleidung, die sie trugen. Auch auf den Waffen setzte er sich ab, überzog sie mit einer schlierigen, silbrigen Schicht.

»Ein Zeichen des Himmels«, sagte Horatius Bötzinger mit weithin schallender Stimme. Wieder versuchte er, die Leute von ihrem Vorhaben abzubringen. »Wir müssen umkehren, Leute, glaubt mir doch… Das, was ihr zu tun gedenkt, ist Frevel. Ihr versündigt euch.«

»Halt’s Maul!« schnauzte Heuringer, ein wuchtiger Mann, dessen Gesicht so vierschrötig und unmöglich wirkte wie sein ganzer Körper. »Wir müssen die Hexenbrut beseitigen, dann geht es uns wieder besser. Dann wird der Herr im Himmel schon seinen Segen dazu geben.«

»Bei Gott, du frevelst!« Der Dorfpfarrer erbleichte, sah wie eine verschreckte Eule aus. Der Regen schlug ihm voll ins Gesicht; er trug nur seine schwarze Kutte. Hut und Regenmantel hatte er zurückgelassen, denn er hatte sich sehr beeilen müssen, die Männer noch einzuholen.

Auch die anderen Männer wichen vor Heuringer zurück.

»Habt ihr etwa Angst? Oder ist euch der eigene Mumm in die Knochen gefahren?« schrie er sie an und sah jedem einzelnen von ihnen ins Gesicht.

»Wir sollten auf den Pfarrer hören«, sagte einer, ein junger Mann.

»Das sagst ausgerechnet du, Thomas?« sagte Heuringer verwundert. »Du, der du vom Schicksal schon so oft gebeutelt worden bist? Denk doch an deine Tiere, die dir unter den Händen weggestorben sind! Ein

Hexenfluch war's, der das bewirkt hat. Und jetzt willst du plötzlich nicht mehr?« Er spie verächtlich aus. »Feiglinge, die ihr seid. Dann geh ich eben alleine. Ich habe keine Angst.« Er schüttelte die Sense in seiner rechten Faust.

»Heuringer hat recht. Wir dürfen sie nicht davonkommen lassen.«

»Ja, wir müssen sie vernichten. Nur, wenn wir uns wehren, haben wir und unsere Kinder eine Chance…«

Stärker wurde der Regen. Die ganze Welt schien in Grau- und Schwarztönen zu versinken. Nebel wallte zu ihren Füßen, machte die achtzehn Männer zu Gespenstern in einer gespenstischen Welt.

Wieder loderte ein Blitz auf. Der Donner hallte dröhnend und unheilschwanger. Das Flackerlicht, das das Land übertünchte, riß ihre Gesichter aus der Düsternis; haßverzerrte, von Mordgier und Rachsucht geprägte Gesichter.

Nein, diese Männer würden sich nicht aufhalten lassen. Das erkannte Horatius Bötzinger. »Ihr Verblendeten…«, sagte er.

»Wir tun, was getan werden muß. Besser, Sie gehen ins Dorf zurück, Hochwürden. Das ist nichts für Sie.«

»Genügt euch denn nicht, was ihr in der vergangenen Nacht angerichtet habt? Liegen euch die fürchterlichen Schreie der armen Frauen nicht immer noch in den Ohren?« Die Stimme des Geistlichen kippte schier über. »Habt ihr denn keine Herzen mehr in eurer Brust?«

Die Männer schwiegen.

Heuringer spuckte wieder aus. Dann riß er die Sense hoch und schwang sie über seinen massigen Schädel. »Kommt, Leute, wir dürfen keine Zeit mehr verlieren, das Gewitter schützt uns. So kommen wir an den verfluchten Berg heran, ohne daß sie uns bemerken.«

Er setzte sich wieder in Bewegung. Schon nach zwei Schritten war er vom Nebel verschluckt, ein gedrungener, muskulöser Mann, voller Haß, voller Verblendung.

Die anderen Männer folgten ihm wortlos. Leder schabte. Hier und da klirrte Metall auf Metall. Die Sensenblätter gleißten kalt im Licht der schneller aufeinander folgenden Blitzschläge.

Horatius Bötzinger blieb zurück. Ein bitterer Geschmack nistete in seinem Mund, gallebitter, und er fragte sich, ob er etwa im Unrecht war.

Die Männer waren sich ihrer Sache so sicher.

Und wenn es tatsächlich Hexen gab dort oben, im Hexenberg?

Er fröstelte. Dann ging er ebenfalls weiter. Vielleicht konnte er das Schlimmste verhindern. Aber im Grunde genommen glaubte er das selbst nicht. Dieser Heuringer hetzte die Leute auf. Und seit dieser Hexenjäger in Ortenbach war und zu den Leuten gesprochen hatte, waren diese wie ausgewechselt. Der Hexenwahn war zu einer neuen Blüte aufgebrochen.

Zu einer blutigen Blüte…

Der Boden war lehmig, das Regenwasser verwandelte ihn in einen schmierigen Pfuhl. Vorsichtig setzte der Pfarrer Fuß vor Fuß. Sein schwarzes Priesterkleid war dreckig und völlig durchnäßt; es klebte unangenehm glitschig kalt auf seiner Haut.

Aber er durfte nicht umkehren, durfte nicht an sein Wohlergehen denken.

Was, wenn dort oben wirklich Hexen hausten? Wieder kam diese Frage in seinen Sinn.

Das Böse mußte bekämpft werden, so war es auch ihm aufgetragen.

Er holte auf. Sah die schemenhaften Gestalten der Männer.

Schweigend, in einer langen Reihe, gingen sie ihren Weg. Unheil lag in der Luft. Die Meute wollte Blut sehen, wollte die Scheiterhaufen wieder brennen sehen!

Und vielleicht nicht zu Unrecht!

Horatius Bötzinger spürte, wie ihn der unheilvolle Zauber dieses gespenstischen Morgens in seinen Bann schlug. Ja, jetzt konnte er die Leute gar verstehen.

Das Böse mußte bekämpft werden.

Er hob seinen Kopf, blinzelte in den strömenden Regen. Und da sah er es…

Das Fanal des Bösen…

Das blutigrote Glühen, das seit dem gestrigen Abend über dem kahlen Hexenberg hing.

Ein Kruzifix, zweifelsfrei.

Aber es stand auf dem Kopf, das lange Ende ragte wie zum Hohn gen Himmel. Ein Satanszeichen, eine Verhöhnung des christlichen Glaubens.

Unheilvoll leuchtete es durch Gewitterwolken und Nebelschleier.

»Da, seht ihr es?« schrie Karl Heuringer und deutete mit der Sense zu dem Fanal hinauf.

»Wir werden sie lehren, vor den Relikten des Glaubens mehr Respekt zu zeigen!« schrie ein anderer Mann.

Zustimmendes Gemurmel.

Jemand hustete.

Dann schritten sie weiter. Stille kehrte ein. Nur das monotone Rauschen des vom Himmel strömenden Regens war noch zu hören.

Blitz und Donner waren verstummt.

Unweit des schmalen, bergan führenden Pfads ragten Bäume auf; in dem Nebelmorgen waren sie nur als bizarre, zum Himmel greifende Schatten erkennbar. Dabei hatte der Morgen so schön begonnen. Mit zarten Farben, einem schönen Morgenrot.

Doch das Unwetter hatte dies alles ausgetüncht. Wie auf schwarzen Schwingen war es herangestürmt, mit brausenden Windstößen, die an

den Fensterläden rüttelten und schüttelten und heulend und jaulend um Hausecken strichen.

Ein Morgen, wie er der vergangenen Blutnacht würdig war.

Angst stahl sich in Horatius Bötzingers Herz, und vielleicht konnten es auch die anderen fühlen. Je näher sie dem Hexenberg kamen, desto kälter wurde es. Und desto stiller. Jetzt konnte man kaum mehr den Regen hören. Dennoch prasselte er unaufhörlich in dicken Tropfen vom Himmel; kleine Silberfontänen spritzten hoch, wenn er auf den kargen Boden traf.

Horatius Bötzinger murmelte ein Gebet; zitternd bewegten sich seine Lippen.

Seine Blicke huschten hin und her, suchten die neblige Düsternis zu durchdringen.

»Herr, warum hast du deine Hand von uns genommen«, hauchte er voller Pein. »Warum läßt du zu, daß deine Kinder derartiges tun?« Niemand hörte seine Worte.

Die Männer stapften mit grimmigen, verschlossenen Gesichtern bergauf, ihrem Ziel entgegen. Manch einer packte seine Waffe fester.

Mit Sensen, Heugabeln, Knüppeln, Messern wollten sie gegen die Abgesandten der Hölle kämpfen.

Einige Männer trugen sogar verrostete Flinten bei sich, die sie einsamen Nachzüglern des Kriegsvolkes abgenommen hatten.

Achtzehn mutige, zu allem entschlossene Männer, die den festen Glauben in sich trugen, der Sache des Rechts zu dienen.

Horatius Bötzinger aber war voller Zweifel. Er wußte nicht mehr, was Recht war, und was Unrecht. Tränen schimmerten in seinen Augen. Er verzweifelte. Das Leid und das Elend waren kaum mehr zu ertragen, und jetzt auch noch dies.

Der Pfad wurde noch steiler, der Nebel dichter, die Kälte wie ein lebendes Wesen, das sie immer fester umschloß.

Das Satansfanal leuchtete über ihnen in der Düsternis und wies ihnen den Weg…

***

Damona King konnte den Haß der Hexen förmlich spüren!

Er war wie eine machtvolle, schmutzige, schleimige, unendlich bösartige Flutwelle, und ihnen gleich den Hexen-Furien kreischend und tobend und brausend auf den Fersen.

Dieses *Fühlen* war neu für sie, und es bereitete ihr Furcht, Furcht vor der unbekannten Macht, die das Hexenherz für sie darstellte.

Wieder kamen die Zweifel.

Jener Stein, den sie damals von ihrer Mutter geschenkt bekommen hatte, war anders gewesen, – älter, ruhiger, nicht von dieser unterkühlten Aura des Unheimlichen umgeben. Er war eine Art

Talisman gewesen, ein Katalysator, das ihre natürlichen Hexenkräfte in besonderen Streß- und Gefahrensituationen aktiviert, gestärkt, und manchmal sogar gesteuert hatte. Der Stein, den sie jetzt bei sich trug, wirkte anders… und vielleicht war er sogar gefährlich …

Ein Dämonenpriester hatte ihn geschaffen.

Und ein Name geisterte durch ihren Sinn: *Mackaar*…

»Da vorne! Licht!« David Bennets Stimme war rauh. Er riß seine Linke hoch, zeigte nach vorn. Dort war ein fahler Lichtflecken auf der Höhlenwandung zu sehen. Auf der gegenüberliegenden Seite bog der Gang scharf nach rechts ab.

Lag dort der Ausgang aus diesem verfluchten Höhlenreich?

Sie hetzten weiter, ihr Atem knallte von den Wänden wider, ihre Schritte sorgten für dumpfe, unnatürliche Echos. Das Geschrei hinter ihnen war übergangslos verschwunden. Damona bemerkte das erst jetzt. Sie ärgerte sich über sich selbst. Zu viel nachgedacht, sagte sie sich. Aufpassen…

Sie erreichten die Biegung, rannten weiter. Weit voraus war ein schwacher, verwaschener Flecken zu sehen.

Das Geräusch strömenden Regens, Platschen, Tropfen, Prasseln, war überlaut zu hören, von einer Sekunde zur anderen. Kühle Luft schlug ihnen entgegen, Es roch nach feuchtem Erdreich und nassem Gras.

Der Odem des Hasses war nach wie vor gegenwärtig, Damona spürte ihn wie ein körperliches Gewicht, das sich um ihren Geist legte.

Was hatten die Hexen vor?

Warum schwiegen sie plötzlich? Hatten sie die Verfolgung aufgegeben? – Wenn ja, warum?

Der verwaschene Fleck war jetzt deutlicher zu sehen. Mit Höchstgeschwindigkeit eilten sie darauf zu. Geschmeidig und völlig lautlos hetzte die Werwölfin voraus, ein düsterer, kraftvoller Körper, ein Geschöpf der Finsternis, das dennoch auf ihrer Seite stand.

Sie hätte jede Falle, jede drohende Gefahr gewittert. Da sie dennoch auf den hellen Punkt zuhielt, mußte dort die Freiheit liegen.

Damona wußte, daß sie nur hoffen konnten. Wenn sie erst einmal im Freien waren, dann standen ihre Chancen, der aufgebrachten Hexenmeute zu entkommen, gar nicht einmal mehr so schlecht. Nackt, wie die Furien waren, konnten sie sie schlecht verfolgen, ohne die Aufmerksamkeit eines jeden zufälligen Beobachters auf sich zu ziehen.

Sie rannten noch schneller, holten das letzte aus sich heraus. Heiser, keuchend, peitschend wurde ihr Atem, und auch David Bennet atmete unnatürlich gepreßt, als würde seine Brust von unsichtbaren Krallenhänden zusammengedrückt.

Magie…

Die Wölfin grollte. Geifer flockte von ihren gefletschten Lefzen.

Eine Warnung, unmißverständlich!

»Weiter!« krächzte Damona. »Nicht aufgeben. Wir müssen ins Freie kommen… Wir müssen es schaffen. Draußen … eine Chance!«

David Bennet würgte, wollte etwas sagen, schaffte es nicht. Er torkelte wie betrunken. Seine Hände wischten durch die Luft.

»Damona…«

Sie bekam ihn zu fassen, packte zu, riß ihn mit sich. Er stolperte, brach in die Knie. Dann kippte er vornüber, sein Mund war geöffnet, es sah so aus, als wolle er in den Lehmboden beißen.

Damona stoppte, spürte beiläufig ein schwaches Prickeln in der rechten Hand, in der sie das Hexenherz hielt; nicht unangenehm, dennoch irgendwie – beängstigend.

Sie half David auf die Füße. Die Stille, die jetzt in dem Höhlengang herrschte, war drückend, bedrohlich, gespenstisch.

»Wo bleiben die – die Hexen…?« quetschte David heraus.

Er war grau im Gesicht, Schweiß perlte auf seiner Stirn, die Augen Waren unnatürlich weit aufgerissen.

»Sie versuchen, uns auf andere Art und Weise einzufangen«, sagte Damona düster.

»Zauberei…«

»Ja, Zauberei.«

»O Gott, ich – ich halte das nicht mehr aus. Mein Schädel… Etwas wühlt sich hinein, peitscht los, ich kann nicht mehr …« Die Wölfin knurrte. Düsterrot funkelten ihre Lichter.

»Los, komm schon, David.«

Er schaffte es, kam keuchend auf die Füße. Sie rannten wieder los.

Der Ausgang war nahe… so nahe. Dichter, fleischiger Efeu und mächtige Dornenranken wucherten davor und bildeten einen natürlichen Schutzwall.

Aber sie würden durchkommen. Die Hexen waren schließlich auch irgendwie hereingekommen.

Davids Atem ging immer schneller, immer unregelmäßiger.

Damona ließ ihn nicht los, ihre Finger krallten sich förmlich in seinen hageren, sehnigen Arm, und fast schien es, als gebe ihm dieser Körperkontakt Kraft, weiterzulaufen.

Endlos schienen die letzten paar Yard.

Die Luft roch schwer nach Feuchtigkeit. Das Prasseln des Regens war herrlich im Vergleich zum toten Schweigen in diesem Gang.

Wo blieben die Hexen?

Davids Frage war durchaus berechtigt gewesen.

Es mußte einen Grund geben, daß sie zurückgeblieben waren.

Aber – waren sie wirklich zurückgeblieben? – Einige von ihnen auf jeden Fall: die Beschwörung konnte nicht von einer Person durchgeführt werden.

Aber jetzt schien der unsichtbare Zugriff verschwunden.

Sie kamen besser voran, je näher sie dem Ausgang kamen.

»Selbst, wenn wir es schaffen«, keuchte David. »Wo sollen wir uns hinwenden? Wir sind in der Vergangenheit, Gott, ich weiß es, ich weiß, daß ich den ganzen Wahnsinn nicht bloß geträumt habe. Der Zeit-Dämon hat uns in die Vergangenheit geschleudert…«

»Spar dir deinen Atem!«

»Verdammt, Damona…« Er brach ab, rang nach Luft, dann sagte er: »Ich weiß nicht, wie du das schaffst. Du nimmst es einfach hin. Du weißt, daß es aussichtslos ist, und du gibst nicht auf… Du denkst nicht mal dran. Wer – oder was bist du? Hast du keine Nerven?«

Sie gab ihm keine Antwort. Sie hatten das Gestrüpp erreicht, die Wölfin stand bewegungslos, jeden Muskel ihres geschmeidigen Körpers angespannt.

David starrte sie an. Etwas wie ein Irrlicht flackerte in seinen Augen. Erstarrte auf seine Freundin, auf Chrysel Thoran, die er liebte, und sie war eine Wölfin. Es war zuviel. Seine Schwester war von lebenden Leichen getötet worden. Dann die Flucht. Die Versetzung in das Refugium der Hexe Liar in einem Knotenpunkt der Zeit… Und jetzt waren sie hier, in der Vergangenheit, gestrandet.

Und es war kein böser Traum. Es war…

»Worauf wartest du?« Damona zerrte ihn mit sich. Sie verstand, was in dem hageren Mann vorging, aber darauf konnte sie jetzt keine Rücksichten nehmen.

Sie kämpften sich durch das Gestrüpp. Dornen kratzten über ihre Wangen, krallten sich in ihr langes, schwarzes Haar, ihre Kleidung.

Stoff ratschte. Aber sie kamen gut voran.

Regen schlug in ihr Gesicht, perlte über ihre Wangen, tropfte von ihrem Kinn.

Dann standen sie im Freien.

David Bennet taumelte. Die Wölfin war hinter ihnen zurückgeblieben.

Keuchend blieb Damona stehen.

Alles erschien ihr plötzlich wie ein Spuk. Der Kampf mit Liar, die Flucht…

Es war kalt und still. Nur das Geräusch des Regens war zu hören, monoton und wie für die Ewigkeit gemacht. Nebel wallte. Mächtige Gewitterwolken hatten sich zu einer wüsten schwarzen Masse zusammengeballt und hingen tief über dem kargen Boden. Nirgends wuchs etwas. Kein Gras, kein Baum. Nur hinter ihnen der Efeu, die Dornenranken.

Es war ein verfluchter Ort, ein Ort, an dem das Böse mächtig war!

»Wo – wo ist Chrysel?« keuchte David und rappelte sich wieder auf.

Damona zuckte die Schultern. »Sie findet sich allein zurecht, sie…«

»Verdammt, wir müssen uns um sie kümmern! Vielleicht haben diese

Teufelinnen sie irgendwie in ihre Gewalt gebracht!«

»Sie ist eine Dämonin, David, eine Werwölfin, sie kann sich selbst helfen!«

Damona wandte sich ab. »Wir müssen von hier verschwinden. Die Hexen werden nicht aufgeben, und nicht nur sie…«

Sie dachte an die triumphierenden Worte des Hexenschattens. Die Blutgötter kamen.

Vielleicht waren sie sogar schon hier.

Die Konfrontation schien in greifbare Nähe gerückt zu sein… Ein leichtes Beben machte sich unter ihren Füßen bemerkbar.

David schien es nicht zu bemerken. »Chrysel!« schrie er.

Damona riß ihn herum. »Du kannst ihr jetzt nicht helfen, verdammt, sieh das doch ein!« herrschte sie ihn an, ihr energischer Blick bohrte sich in seine Augen, berührte etwas tief in ihm, ließ ihn schweigen, ließ jeden Widerstand erlahmen.

Er sackte in sich zusammen. »Ja«, sagte er mit zittriger Stimme.

»Ja«.

Seine Reaktion überraschte nicht nur ihn, sondern auch Damona, aber sie hütete sich, dies zu zeigen.

Hexenkraft…

»Komm. Wir haben schon zuviel Zeit verloren«, sagte sie sanft und zog ihn mit sich. Wie ein verängstigtes Kind ließ sich der Mann mitziehen. Seine Bewegungen waren schleppend, irgendwie gehemmt.

Und der Boden vibrierte stärker. Hier und da stiegen schaumige Blasen hoch. Dort, wo die großen Regentropfen aufprallten, entstanden irrwitzige Dampfwölkchen.

Aber von den Hexen war nichts zu sehen. Sie blieben verschwunden, ebenso wie Chrysel Thoran, die Werwölfin.

Damona und David rannten, stolperten, taumelten den Berghang hinunter, hier und da hielten sie an, schöpften Atem, dann eilten sie weiter.

Weg. Nur weg von dieser Stätte des Bösen.

Einige verkrüppelte Bäume schälten sich jetzt aus dem Nebel, der überall in unverminderter Dichte lag und mit den Gewitterwolken eine unheilige Allianz eingegangen zu sein schien.

Eine Alptraumlandschaft.

Weiß und Grau und düsteres Graubraun. Gespenstische Schattierungen. Huschende, tanzende, wirbelnde Schemen. Und dazwischen ihr keuchender Atem, das Geräusch abbröckelnden Erdreichs und ihrer Schritte.

Und dann eine Stimme!

Wie ein Messer schnitt sie in die bleierne Eintönigkeit des strömenden Regens!

»Stehenbleiben! Bei Gott, bleibt stehen, oder wir machen euch nieder

wie tolle Köter!«

Sie kamen dem Befehl nach. Krampfhaft rang Damona nach Atem.

Selten hatte sie ein rascher Lauf so angestrengt.

Aber sie wußte, es war nicht nur das Laufen. Es war mehr…

Sie starrte in die Richtung, aus der die harte, unbarmherzige Stimme gekommen war.

Althochdeutsch. Nur mit Mühe hatte sie es verstehen können.

Sehritte.

Dann waren die Schatten zu sehen. Fünf, sechs… zehn. Damona zählte nicht mehr mit. Wuchtige Schatten waren es, Männer, in einfache, derbe Regenkleidung gehüllt.

Und sie waren mit Sensen, Dreschflegeln, Knüppeln, Messern, Hellebarden – und sogar mit Flinten bewaffnet.

»Da habt ihr sie… Die Hexe und ihr Hexer! Auf der Flucht erwischt! Wahrscheinlich haben sie unser Kommen mit ihren unheiligen Instrumenten bemerkt, deucht es mir!«

Der Mann, der das sagte, war groß, wuchtig wie ein Berg, breit in den Schultern. Sein massiger Schädel schien direkt auf den Schultern zu sitzen. Das Gesicht war hart, der Schnauzbart ließ es verrohter erscheinen, als es ohnehin schon war. Das Haar war lang und struppig. Der Schlapphut, der darauf saß, triefte vor Nässe.

»Packt sie euch!« schrie der Mann. Und, an sie gewandt: »Schau mich nicht an, Hexe! Ich weiß mich gegen den bösen Blick zu schützen, fürwahr, ich kenne mich aus mit deinesgleichen!«

Er schlug das Kreuzeszeichen.

Damona hob ihre Hand. »Aber – laßt euch doch erklären…«

Weiter kam sie nicht. Die Männer schrien durcheinander, ein Schrei aus vielen Kehlen, der sich zu einem irrwitzigen, verzerrten Laut vereinte!

Dann stürmten sie vor, Sensen wurden geschwungen, Knüppel zum Schlag erhoben.

»Nein!« stieß David hervor. »Nein – bitte…« Wimmernd riß er seine Hände hoch.

»Ihr Narren!« schrie Damona.

Dann war die Meute heran, ein Schlag traf sie, noch einer und wieder einer. Sie wehrte sich, schlug um sich, das Hexenherz in ihrer Rechten schien zu leben, war heiß, glühendheiß, schien mit ihrer Haut, mit ihrem Fleisch zu verschmelzen…

Dann überschlug sich die Welt, der Regen klatschte in ihr Gesicht, Schatten kamen auf ihr zu liegen, ihr Blick war schon längst verschwommen, aber sie klammerte sich an ihr Bewußtsein.

Über den Schatten, hoch droben, in der milchigen Düsternis der Wolken und des Nebels war etwas Rotes zu sehen…

Ein Fanal…

Ein auf dem Kopf stehendes Kreuzeszeichen, rotglühend, wabernd, eine Manifestation des Bösen…

Dann gellten laute Schreie, Schreie des Entsetzens und der Angst…

Dumpfes Grollen mischte sich dazwischen…

Chrysel, dachte Damona noch.

Dann knallte etwas gegen ihre Stirn, und das Satansfanal, das ihre Blicke wie magisch auf sich gezogen hatte, wurde durchscheinend.

Finsternis breitete sich aus.

***

Gegenwart

Geisterhaft bleich und von einem Schleier zerzauster grauer und schwarzer Wolken umflort, hing die Sonne am dunstigen Himmel.

Ihre Strahlen fanden ihren Weg nur mühsam zur Erde herunter. Ein düsteres, unheilschwangeres Zwielicht herrschte. Von der Themse her wehte ein für diese Jahreszeit unnatürlich kalter Wind.

Alles wirkte anders… verändert, kalt, böse!

Als hielten Wind und Wetter den Atem an, von entsetzlichen Ereignissen geschockt.

Einer Nacht des Todes folgte ein Tag der Trauer, grau, kalt, eintönig, abstumpfend.

Die Menschen spürten es. Sie wirkten wie gehetzte Tiere. Etwas Böses lag in der Luft, etwas Bedrohliches, das sie krank machte, taub, das die Angst in ihre Adern sickern ließ.

Keine definitiv registrierbare Angst.

Eine Angst, die tief unter der bewußten Wahrnehmung schwelte…

Viele meldeten sich krank und blieben im Bett. Andere beteten.

Wieder andere kämpften gegen dieses ungute Gefühl an, versuchten es zu ignorieren und stürzten sich in die Arbeit.

Die Straßen waren verstopft. Im Grunde genommen war es wie an jedem anderen Morgen auch. Rushhour. Blechlawinen. Wütende Gesten, mürrische, bleiche Gesichter. Bobbys, die dem Chaos Herr zu werden versuchten.

Und doch war es anders…

Die Aura des Grauens setzte sich in den Herzen der Menschen fest, breitete ein Leichentuch über die Riesenstadt London, vereinte sich mit den Abgasen der Autos, mit den düsteren Qualmwogen, die aus den Schornsteinen der Fabriken wallten, mit dem Gestank der Abwässer, mit dem Schweiß der Menschen…

Und über all dem hing die bleiche Sonne, die den Dunst, der wie ein Ring um die Erde lag, nicht durchdringen konnte.

Wie ein böses Riesenauge wirkte sie.

Und unter ihrem wohlwollenden Blick war das Grauen unterwegs…

Das Grauen in Gestalt dreier lebender Leichname!

Zoran-Barkara, der Herr der Toten, hatte ihnen den Befehl erteilt, Tod und Verderben in London zu säen. Diesen Befehl führten sie aus. Ihre Gefährten waren vernichtet, das wußten sie, doch es kümmerte sie nicht. Kein Gefühl war in ihren monströsen, bizarren Körpern.

Das trübe Tageslicht vermochte sie nicht zu schrecken.

Stur stapften sie durch die schmale, menschenleere Straße.

Stur und groß; der manifestierte, dreifache Tod.

Geisterhaft wirkten die Gesichtsfratzen.

Die riesenhaften Körper waren mit schmutzigweißen Binden umhüllt. An vielen Stellen waren sie zerfetzt und hingen herunter.

Die Toten wandelten in Londons Straßen.

Die Magie des Herrn der Toten hielt sie am Leben, ließ sie morden…

Nichts und niemand konnte sie aufhalten…

***

Mike Hunter wischte sich in einer müden Geste über die brennenden Augen.

»Wir verlieren zuviel Zeit«, sagte er unwirsch.

»Nehmen wir einmal an, daß es so geschrieben steht in den Annalen des Schicksals.«

Mike nahm seine Hand weg und starrte sein Gegenüber an. Nikolaos Triadi, der Sehende Wächter, der sich in den Kampf gegen die lebenden Leichen des Zoran-Barkara eingeschaltet hatte,[4] erwiderte seinen Blick voller Gelassenheit. Er war groß und hager, sein Gesicht glich einem Totenschädel, denn die Pergamenthaut spannte sich über den Schädel- und Wangenknochen und ließ sie hart hervortreten. Der Schädel war außerdem kahl, was diesen Eindruck noch unterstrich; der dichte, schlohweiße Bart, der bis auf die hagere Brust hinunterwallte, konnte ihn nicht mildern.

Nikolaos Triadi strahlte Ruhe und Frieden aus, eine Aura, die Mike richtiggehend körperlich spüren konnte. Sie umhüllte ihn, wärmte ihn, drang in ihn ein, wurde Teil seines Körpers.

Er entspannte sich.

Aber gleich darauf flackerte der Trotz in ihm hoch. »Das hört sich jedenfalls verflixt vage an«, versetzte er mürrischer als beabsichtigt.

Nikolaos Triadi lächelte sanft. »Das gebe ich zu, mein junger Freund, aber glaube mir: es ist keine Ausflucht. Auch wir, die wir der Bruderschaft der Sehenden Wächter angehören und zeitlos sind, sind an gewisse… nun sagen wir – Gesetzesmäßigkeiten gebunden. So dürfen wir uns nicht direkt in die Belange der Sterblichen einmischen. Wächter – das sind wir. Wir sehen und wissen viel, doch nur zu oft sind uns die Hände gebunden. Es gibt Mächte, die stärker sind als wir.«

»Trotzdem hast du diesmal eingegriffen.«

Er nickte. »Ich habe dir bereits erklärt, warum. Damals, als ihr das *Allmächtige Auge* aus den düsteren Korridoren des Grauens geholt habt, habt ihr der Weißen Macht einen großen Dienst erwiesen.[5] Deshalb wurde uns erlaubt, einzugreifen, nachdem wir auf die grauenvollen Geschehnisse aufmerksam wurden.«

»Dieses *Allmächtige Auge*…«, sagte Mike gedehnt. »Wo ist es? – Als wir auf King's Castle ankamen, war es verschwunden.«

»Ich weiß, mein Freund. Und so soll es auch sein. Das *Auge* ist ein gewaltiger Machtfaktor. In den falschen Händen…« Nikolaos Triadi sprach nicht weiter.

Mike hob beide Hände. »Schon gut, das verstehe ich.« Er lehnte sich zurück, spürte, wie sich der Aufruhr in seinem Inneren mehr und mehr legte. Die behagliche Wärme lockerte seine verkrampften Muskeln, betäubte die Schmerzen. Wie lange war er jetzt schon auf den Füßen? Viel zu lange. Der Kampf in Liars Spukhaus, die Odyssee durch den Mumien-Keller… Dann die Flucht durch die Korridore von Zoran-Barkaras Dämonenpalast …

»Du wolltest mir von Damona erzählen«, erinnerte er den Wächter.

»Das will ich noch immer, Mike Hunter.« Triadis Stimme war sanft und mit einem Lächeln unterlegt. »Du warst es, der mich bisher davon abgehalten hat.«

»Die drei lebenden Toten, die noch durch Londons Straßen geistern…«, erwiderte Mike, und die Unruhe war wieder da. »Ich kann sie einfach – einfach ignorieren.«

»Auch hierzu gab ich dir bereits eine Entgegnung.«

»Ein Ziel über einen Umweg erreichen, ja, ja«, räumte Mike ein.

»So ist es.«

»Wir müssen also in den Dämonenpalast zurückkehren, okay.«

»Richtig. Wenn Zoran-Barkara vernichtet ist, so sterben auch seine Geschöpfe.«

»Du weißt, was in Zoran-Barkaras Palast mit mir – geschehen wird?«

»Ja. Du wirst wieder zu einem Dämon werden.«

»Und trotzdem…«

»Trotzdem werden wir gehen«, sagte Nikolaos Triadi entschlossen; eine metallische Härte lag in seiner Stimme und übertünchte die Sanftheit, die noch vor einem Sekundenbruchteil darin eingewoben gewesen war. »Wir werden in den Dämonenpalast eindringen. Du wirst uns den Weg zeigen. Du wirst uns führen. Und du wirst den Dämon in dir bezwingen… Dieses Mal und noch viele Male in deinem künftigen Leben.«

Mike leckte sich über seine Lippen. Sein Gesicht blieb reglos.

»Okay«, sagte er schließlich ruhig. »Sag mir, was mit Damona passiert ist…«

Nikolaos Triadi griff nach der kunstvoll geschliffenen Glaskaraffe,

und schenkte Mike und sich nach. Der würzige Wein funkelte blutrot in den Kelchen. Die ganze Umgebung schien sich zu verändern, noch milderes Licht strahlte aus unsichtbaren Quellen; bernsteinfarbenes Licht, wie es auch in Triadis Augen glühte. Die Wände des kleinen Gemachs waren mit einer grasähnlichen Tapete überzogen und verströmten den milden Duft sonnengetrockneten Weizens.

Überall Kissen und Decken. In den Nischen gab es sanfte, lavendelfarbene Schatten. Alles strahlte Ruhe und – Zeitlosigkeit aus.

Zeitlos – das war der richtige Ausdruck.

Mike wußte, daß Nikolaos Traidi ihn in die Heimstatt der Sehenden Wächter gebracht hatte, in das Felsenkloster Yor-Marathaar.

Der Wächter räusperte sich, dann begann er mit seiner Erzählung:

»Damona King war in der Gewalt der Hexe Liar. Die Teufelin fertigte eine Voodoo-Puppe von ihr, und…«

»Das weiß ich«, unterbrach Mike. »Liar hat sich damit gebrüstet, als sie mir im Mumienkeller gegenüberstand. – Aber du hast gesagt: war…«

»Gedulde dich und erlaube mir, der Reihe nach zu erzählen.«

Mike stieß die Luft aus. »Sorry.«

»Zoran-Barkara, der Herr der Toten, hat mit einer Sterblichen ein Kind gezeugt, Chrysel Thoran. Sie wuchs bei den Menschen auf, fühlte und dachte und handelte wie ein Mensch, so, wie es geplant war. Chrysel sollte die Gewohnheiten der Menschen kennenlernen, bis ins kleinste Detail, und sodann ihrem dämonischen Vater berichten, auf daß dieser entsprechend zuschlagen konnte. Die Zeit verging. Chrysel wuchs heran. Dann kam der Tag, da Zoran-Barkara den *Ruf* aussandte und ihr zurückzukehren befahl. Doch Chrysels menschliches Erbe war stärker; sie widersetzte sich, floh zu ihrem Geliebten, David Bennet. Dort wurde sie jedoch schon von den Vollstreckern ihres Vaters erwartet. Liar, die den Herrn der Toten hinterging und im Solde der Blutgötter steht, befahl Damona King, die Dämonentochter zu befreien und zu ihr zu bringen, da sie ihrerseits von den Informationen profitieren wollte. Die Aktion gelang; Damona King befreite Chrysel Thoran und David Bennet und begab sich an jene Stelle, die ihr Liar als Treffpunkt nannte. Zoran-Barkara war außer sich. Er hetzte seine Vollstrecker los… und vernichtete Liars Spukhaus. Doch genaugenommen erreichte er nichts, gar nichts. So sitzt er jetzt in seinem Dämonenpalast und sinnt auf Rache … die er aber vorerst nur an den Sterblichen nehmen kann. Damona King und ihre Gefährten wurden von Liar in ein Versteck geholt, das zwischen den Zeiten gelegen ist. Dort gelang es Damona, die Hexe in ihre Gewalt zu bekommen, deren Verbündeten, einen Zeit-Dämon, zu zwingen, sie vor den nahenden Blutgöttern in Sicherheit zu bringen … In eine trügerische Sicherheit, Mike Hunter: nämlich in die Vergangenheit des

Dreißigjährigen Krieges. Genaugenommen ist es eine fürchterliche Falle. Der Zeit-Dämon ist nicht vernichtet, er existiert nach wie vor. Und die Blutgötter sind mittlerweile zu ihm gestoßen …«

»Ich hab doch gewußt, daß die ganze Sache faul ist«, explodierte Mike. Er beugte sich vor. »Verdammt, Triadi, drei Leichen geistern durch London, die Blutgötter und ein Zeit-Dämon sind hinter Damona her… Und wir sitzen gemütlich hier und palavern!«

»Während wir – palavern, wie du dich auszudrücken pflegst, junger Freund, bereiten meine Brüder bereits den Vorstoß in Zoran-Barkaras Palast vor. Ist dieses Monsterbauwerk vernichtet, kann London aufatmen.«

»Und Damona? Himmel, wie können wir ihr helfen, wenn sie in der Vergangenheit festsitzt? Und dann noch in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges… Das ist doch eine Hölle, ein Chaos …«

»Ganz recht. Eine feindliche Umwelt, mörderisch wie auch die armen Menschen. Krieg und Hunger und Seuchen… Und die dämonischen Verfolger: Der Zeit-Dämon und ein Abgesandter der Blutgötter.«

»Und Liar?«

»Sie ist tot, aber ihr Hexenschatten lebt. Und noch etwas… Die düstere Aura eines furchtbaren Ereignisses …«

Mike horchte auf. Nikolaos Triadis Gesicht wirkte wächsern.

»Was?« sagte Mike rauh. »Sag mir alles… Was hast du gesehen, Nikolaos Triadi?«

»Nur schemenhaft war es erkennbar, Mike«, erwiderte der Wächter. »Ein Jahrtausendereignis… Die Geburt einer Wesenheit, wie es sie seit den fernen Tagen der Blutgötter nicht mehr gegeben hat. Der Hexenschatten, der Blutgott und ein weiteres Wesen stehen damit in unmittelbarem Zusammenhang. Ein menschliches Wesen mit besonderen Fähigkeiten.«

»Damona!«

»Ich vermag es nicht definitiv zu sagen. Aber…« Triadi zögerte kaum merklich. »Es könnte möglich sein. Damona Kings Hexenfähigkeiten … Und sie ist im Besitz eines mächtigen Reliktes: des Hexenherzens.«

»Was?«

»Mehr weiß ich nicht, Mike Hunter. Alles ist verschwommen, die Schleier der Dimensionen, der Zeit, des Raumes…«

»Sehr gut!« versetzte Mike hitzig. »Die Geburt eines Dämons steht bevor, die Welt geht unter, und wir…«

»Nicht die Geburt eines Dämons, Mike Hunter. – Die Geburt Bastardas, der Herrscherin der Finsternis«, sagte der Wächter, und seine Stimme war wie ein eiskalter Hauch aus der Ewigkeit. »Und niemand kann es verhindern. Die Runen lügen nicht.«

***

Bastarda!

Dieser Name hallte in Mike Hunters Kopf, verzerrte sich, breitete sich wie pechschwarzes Wasser in ihm aus, während er dem Wächter durch die engen Korridore des Felsenklosters Yor-Marathaar folgte.

Die Zeit des Wartens war vorbei. Die Zeichen standen günstig.

Das hatte ihm Nikolaos Triadi nach einer kleinen Ewigkeit des Schweigens eröffnet. Wortlos hatte er sich erhoben und ihm zu folgen bedeutet. Das Gewirr der Korridore, Flure und Treppenfluchten hatte sie aufgenommen.

Mike achtete nicht auf die Umgebung. Das, was der Wächter ihm gesagt hatte, ließ ihm keine Ruhe, und seine Handflächen waren feucht. Er marschierte hinter Triadi her, wußte, daß ihm nur mehr höchstens ein paar Minuten blieben, um einigermaßen in Ruhe nachzudenken, weil dann der Angriff auf den Dämonenpalast Zoran-Barkaras losging. Wie dieser Angriff vonstatten gehen sollte, darüber hatte sich der Wächter bisher ausgeschwiegen.

Mike kümmerte es nicht. Er würde es rechtzeitig genug erfahren.

Komisch, daß er sich um Damona und die Menschen in London viel mehr Sorgen machte, als um sein eigenes Leben.

Dabei lebte er recht gerne. Er war kein Kostverächter, beileibe nicht. Und das Vordringen in die dämonische Sphäre, in der der Palast gelegen war, war besonders für ihn gefährlich, weil er noch immer den Schwarzen Keim in sich trug. Die schwarzmagischen Ausstrahlungen der Dämonensphäre stärkten ihn, blähten ihn auf und ermöglichten es ihm, die Kontrolle über seinen Körper zu erlangen.

Er hatte das einmal mitgemacht, war zum Dämon geworden; glücklicherweise war die Angelegenheit aber mit seiner Rückkehr ins Diesseits wieder erledigt gewesen. Ob es dieses Mal wieder so sein würde, wußte er nicht. Der Schwarze Keim war unberechenbar; so unberechenbar wie die Blutgötter, auf deren Welt er damit infiziert worden war.

Damona, dachte Mike, verflixt, wenn wir den Job mit heiler Haut hinter uns gebracht haben, dann ist aber ein Freudenfeuer fällig.

Sein Sarkasmus machte sich wieder bemerkbar, und das war immerhin eine verdammt gute Sache.

Er grinste freudlos, holte auf, und berührte Triadi leicht am Ärmel.

Der Wächter warf ihm einen Seitenblick zu.

»Du bist mir eine Antwort schuldig geblieben«, erinnerte Mike.

»Wie können wir Damona helfen?«

»Du gibst niemals auf, nicht wahr, Mike Hunter?« Eigentlich war es eine Feststellung.

Mikes Grinsen verbreiterte sich; nur die Augen, die lachten nicht mit. »Niemals«, sagte er ganz ruhig.

Triadi erwiderte sein Lächeln. »Wenn Zoran-Barkara vernichtet ist,

gibt es auch für Damona King Hoffnung.«

Damit schien für den Wächter die Angelegenheit beendet.

Mike beschloß, den Mund zu halten und ihm zu vertrauen. Der Mann wußte, was er tat; die Erfahrungen eines jahrhundertelangen Lebens und Kampfes gegen die finsteren Mächte garantierten es.

Sie erreichten einen schmalen, hohen Durchgang, die Wände schienen aus Tausenden blitzender schwarzer Diamanten zusammengesetzt, und ein seltsames, geheimnisvolles Raunen und Wispern erfüllte die Luft.

Das Gemach, in das sie traten, war fast völlig dunkel. Mike sah sechs schemenhafte Gestalten auf dem Boden knien. Sie blickten nicht auf, als sie eintraten, waren in tiefster Konzentration versunken. Eine eigentümliche Aura strahlte von ihnen aus. Dieselbe Ruhe und Gelassenheit, die auch Triadi umgab. Und noch etwas…

Macht. Entschlossenheit.

Schweigend bedeutete ihm Triadi, ebenfalls niederzuknien.

Mike kam der Aufforderung, nach.

Triadi ließ sich neben ihm nieder. Sein helles Kuttengewand schimmerte sanft in der Dunkelheit. Er streifte es über den Kopf.

Darunter trug er eine schwarze, enganliegende Kombination, wie auch die anderen.

Mike sah das Bündel, das vor ihm auf dem kühlen Boden lag. Er breitete es aus; eine Kombination, wie er erwartet hatte. Er zog sich um, weil er wußte, daß sie ihm dieses Ding aus einem ganz bestimmten Grund verpaßten. Die Wächter redeten nicht viel. Das, was sie taten, sprach für sich.

Dann war er fertig, sah Triadi an, und der Wächter nickte beruhigend. Die Tür, durch die sie das dunkle Gemach betreten hatten, schloß sich lautlos. Finsternis kehrte ein; eine sanfte, liebkosende Finsternis, die nichts Bedrohliches an sich hatte.

Mike Hunter konnte die Schemen, die die Körper seiner Gefährten waren, nur mehr ahnen.

Nicht einmal Atemzüge hörte er.

Dann sagte Nikolaos Triadi leise: »Du bist dem Mumien-Keller entkommen, Mike Hunter. Du bist auf der Flucht… Trittst durch ein magisches Tor und rematerialisierst in Zoran-Barkaras Dämonenpalast jenseits von Raum und Zeit. Konzentriere dich, Mike Hunter. Konzentriere dich auf den Weg, auf deinen Weg durch die Niederungen des Palastes … Konzentriere dich …«

Mike schloß die Augen.

Es war seltsam; die Bilder seiner Flucht strömten in seinen Geist, wirbelten durcheinander, formten sich neu, verwischten, vereinten sich wieder…

Es war, als würde ein rasch ablaufender Film auf eine vom Wind

bewegte schwarze Wasserfläche projiziert werden…

Die Gedanken der Sehenden Wächter waren plötzlich bei ihm, *in* ihm. Mächtige Gedanken, Gedanken, die ihm Kraft gaben und Zuversicht.

Damona… dachte er, und es war ein Hauch, der von einem jähzornigen Sturmwind von seinen Lippen gerissen wurde.

»K-o-n-z-e-n-t-r-i-e-r-e dich… Nur du existierst, nur deine Flucht durch die Korridore des Palastes … Die Koordinaten, Mike, wir brauchen die Koordinaten. Du kannst sie uns geben … Du allein … Du warst in Zoran-Barkaras Palast, und du hast ihn wieder verlassen, bist in unsere Welt, in die Welt des Diesseits, zurückgekehrt …«

»Ich – konzentriere – mich«, stieß Mike Hunter abgehackt hervor.

Etwas veränderte sich in ihm. Die Flucht… die Angst, ein Dämon zu bleiben … Teuflische Gedanken … Alles war wieder da!

Er war auf der Flucht!

Jetzt! In diesem Augenblick!

Die Häscher des Herrn der Toten waren hinter ihm her! Sie wußten, wohin er rannte, wußten, daß er auf Dauer keine Chance hatte, ihnen zu entkommen! Da – Weiter! Weiter! Weiter!

Klebriger Schweiß trat aus seinen Poren und überzog sein angespanntes, marmorbleiches Gesicht mit einem feinen Film. Er wischte ihn nicht weg.

Bilder! Visionen!

Mike Hunter rannte. Er sah sich rennen. Weiter! Nicht aufgeben.

Der Dämon regierte ihn, steuerte seinen Körper, stärkte ihn – und die Instinkte.

Instinkte, wie sie ein normaler Sterblicher niemals haben konnte!

Und er registrierte eine Witterung! Eine Witterung, die nicht hierher gehörte. – Liars Witterung!

Die Ausdünstungen der Hexe!

Er näherte sich dem magischen Notausgang aus Zoran-Barkaras Palast, tauchte ein in die schwarze Wandung, schwebte im Nichts…

»*Wir haben sie!*« sagte Nikolaos Triadis Stimme direkt in seinem Gehirn.

Eine andere Gedankenstimme sagte: »*Es geht los!*«

Mike Hunter spürte die Schmerzen, die mit dem Übergang kamen, und noch etwas anderes…

Hilflosigkeit! Gefahr!

Eine mörderische Gefahr!

Der Rücksturz in die Unendlichkeit aber hatte bereits begonnen, dieses Mal lief es nicht nur in seiner Erinnerung ab, dieses Mal war es real! Die Wächter hatten die Koordination bestimmt und gehandelt!

Mike Hunter fühlte ihre Gegenwart, während er durch verrückte, grellfarbene, auseinanderspritzende Bilder stürzte, an wirbelnden

Punktkonstellationen vorbeiraste, und die Gefahr wurde übermächtig spürbar, riß, zerrte, fetzte an seinem Verstand, bis ihn nur noch ein einziger Gedanke beherrschte:

Barkara hat mich hereingelegt! Eine Falle… Guter Himmel, es ist eine Falle!

***

Vergangenheit

»Seht nur, der Teufel…«

Die grelle Männerstimme kippte über, wurde vom Grauen zerfasert, verging in einem röchelnden Laut. Dann ein dumpfer Schlag, als wäre ein nasser Mehlsack aus großer Höhe zu Boden gefallen.

Weitere Schreie.

Grollen. Knurren.

Eine Aura des Grauens, der Panik.

Damona King bekam das alles irgendwie mit, aber der Schlag, der ihr vorhin den Blackout gebracht hatte, war so hart gewesen, daß sich ihr Körper immer noch weigerte, wieder mitzumachen.

Menschen schrien durcheinander. Ein Schuß röhrte. Schritte trappelten. Ein Schlag traf sie, daß sie sich zusammenkrümmte…

»Der Teufel greift ein, um den seinen zu helfen!« schrie jemand.

»Glaubt ihr mir jetzt, ihr Verblendeten! Glaubt ihr mir jetzt, daß wir dieses Übel mit Stumpf und Stiel ausrotten müssen, auf daß…« Die Stimme ging in einem Chaos zahlloser anderer Stimmen und Schreie unter. Wieder fiel ein Schuß.

Das wahnsinnige Echo fraß sich in Damonas Verstand hinein, breitete sich aus wie die Ringe auf einer Wasserfläche, nachdem man einen Kieselstein hineingeworfen hatte.

Sie riß sich zusammen, handelte mechanisch, halb besinnungslos, halb atemlos, weil ein Irrsinnsgewicht auf ihre Brust drückte.

Etwas Weiches, Nachgiebiges…

Und etwas Feuchtes.

Blut!

Sie spürte es auf ihren Lippen.

»Damona…«

David Bennets Stimme, keuchend, von Grauen gezeichnet, gehetzt. Die Grenze seiner Belastbarkeit mußte erreicht sein, er war im Begriff, durchzudrehen…

Da schaffte sie es endlich, ihre Augen zu öffnen. Der bleigraue Himmel und die wogenden Nebelschleier schienen auf sie herunterzustürzen, instinktiv zuckte sie zusammen, verkrampfte sie sich.

»Hoch… Wir müssen weg!«

»Wwas… passiert?« Nur mühsam brachte sie es heraus. Das Gewicht

war noch immer da.

»Chrysel… Sie hat sie angefallen. Sie – sie wütet wie der Teufel persönlich. Die Männer haben recht … O Gott!« Er schluchzte, streichelte gedankenlos immer wieder über ihr Gesicht, als wäre sie eine Puppe, die er liebkoste.

Damona wuchtete sich hoch und sah, weshalb sie nicht richtig atmen konnte; der Leichnam eines vierschrötigen Mannes lag quer über ihr. Die verkrampften Hände hielten noch im Tod eine Heugabel. Seine Kehle war zerfetzt. Überall Blut.

»Hilf mir!«

David zerrte an dem Körper, die Tränen, die aus seinen geröteten Augen strömten, mußten ihn halb blind machen.

Aber gemeinsam schafften sie es, den Mann wegzurollen.

Schatten! Damona sah sie unweit von sich… Dazwischen ein geschmeidiger, großer Raubtierkörper, blitzschnell vor- und zurückstoßend … Reißzähne, sprühender Geifer, wild funkelnde Lichter …

Die Männer waren beschäftigt! Gemeinsam drangen sie auf die Werwölfin ein!

»Schlagt sie tot!« kreischte jemand.

»Schlagt die verdammte Bestie tot!«

»Aaahhh!«

Wolf und Mann gingen in einer ineinanderverkeilten Masse zu Boden, wirbelten weiter, ein häßliches Knacken, ein letztes ersterbendes Röcheln…

Damona kam hoch.

Ganz vage spürte sie die von einem blutigroten Schleier überlagerten Raubtiergedanken der Wölfin: *Töten… Blut … Blutgeruch …*

Todfeinde!

In diesem Augenblick war sie tatsächlich nur noch Bestie!

Es schnürte Damona die Kehle zu. Halb krank vor Entsetzen, versuchte sie, die Wölfin zu stoppen, sie bündelte ihre Gedanken, schrie förmlich: *Nicht, Chrysel! Du bist ein Mensch… Du darfst ihnen nichts tun! Sie wissen nicht, was sie anrichten … Sie sind verblendet, sie –*

Keine Reaktion!

David zerrte an ihrem Ärmel. »Komm, wir müssen weg! Sie schlagen uns tot, wenn sie Chrysel erledigt haben, und sie erledigen sie, ich weiß es!« Ein irres Lachen blitzte um seine Mundwinkel, seine Augen funkelten in einem seltsamen Licht.

»Sie können sie nicht töten! Weder mit normalen Kugeln noch mit ihren primitiven Waffen!« fauchte Damona. »Das ist Mord, wir…«

»Dann gehe ich allein! Ich will nicht, daß sie mich totmachen! Ich will es nicht! Laura ist auch tot, und…« Der Rest des Satzes verging in einem wilden Sabbern. David Bennet hetzte los, kichernd, mit beiden

Händen wie gegen unsichtbare Gegner schlagend.
Damona hatte sich im gleichen Augenblick entschlossen. Wenn sie ihn jetzt allein ließ, dann war er verloren, denn er wußte nicht mehr, was er tat. *Chrysel…* schrie sie ein letztes Mal, aber sie bekam nicht einmal mehr Kontakt. Auch die Gedanken der Werwölfin schienen wie ausgelöscht.
Nur die Geräusche des ungleichen Kampfes.
Das Hexenherz…
Während sie David folgte, der in grotesken Sprüngen den Berg hinunterstolperte, dachte sie an das magische Relikt. Sie hielt es nach wie vor *in der* Hand. Sie hatte es nicht losgelassen, nicht einmal, während sie bewußtlos gewesen war.
Das Prickeln war nach wie vor existent.
»David!«
Er lachte und rannte weiter.
Der Nebel verdeckte alles. Die kämpfenden und sterbenden Männer blieben hinter ihnen zurück. Auch die Geräusche wurden leiser.
Der Nebel dämpfte sie.
Und er schützte ihre Flucht.
Damona spürte ein Brennen in ihren Augen, sie durfte nicht an die unschuldigen Menschen denken, die dort oben ihr Leben lassen mußten…
Und Chrysel? Was sollte aus ihr werden? Konnte sie nach diesem fürchterlichen Blutbad jemals wieder ein normales menschliches Dasein führen?
Es gab nur eine Antwort: Nein!
Wieder waren unschuldige Menschen zum Spielball übernatürlicher Mächte geworden…
Sie holte David ein, packte ihn, zerrte ihn herum. Sein Gesicht war gerötet, tränenüberströmt, wirkte aufgedunsen. Trotzdem lachte er.
»Geschafft! Frei! Entkommen! Wir haben sie abgehängt! Abgehängt!« Er tänzelte herum.
»David, reiß dich zusammen! Bitte!«
»Ohja, ohja, ohja, ohja!« Wieder lachte er.
Aber er war nicht er selbst. Er brauchte Ruhe, Schlaf, vielleicht gab es dann noch eine Chance… Damona fixierte ihn, sah ihm wieder in die Augen, ihre rechte Hand kam hoch, langsam zuerst, zögernd, dann entschlossen, ihre Fingerspitzen berührten seine Stirn …
Er sah sie komisch an; aber er unternahm nichts, um ihre Finger wegzuwischen.
Das Lachen auf seinem Gesicht wirkte eingefroren, unecht.
»Ganz ruhig, David!« hauchte Damona.
Irgendwo hinter ihr wurden Schreie laut. Schritte näherten sich.
Leder schabte auf Leder, Der Regen übertünchte alles. Die Männer

flohen!

David legte seinen Kopf schief und horchte. »Sie kommen, Damona, sie wollen uns holen! Sie kommen!« Seine Stimme zitterte.

Damona schüttelte ganz ruhig den Kopf. »Sie finden uns nicht. Der Nebel tarnt uns. Ganz ruhig, David, ganz ruhig.«

Er entspannte sich.

Damona starrte ihm in die Augen. Ein roter Schein geisterte über sein Gesicht, zauberte hektische Flecken auf die Wangen.

Das Satansfanal, das nach wie vor hoch droben über der Bergkuppe am Himmel lohte!

Das Zeichen der Hexen!

Davids Augen weiteten sich.

Damona spürte im gleichen Augenblick, wie ihr seine Aufmerksamkeit zu entgleiten drohte, wie verzückt starrte er zu dem blutroten Zeichen empor, das durch Wolken und Nebel und Regenschleier zu sehen war…

Sie ohrfeigte ihn, er taumelte herum, sie stieß ihn vor sich her, weg von dem unheilvollen Leuchten.

Den Weg hinunter. Er taumelte, sie hielt ihn fest, Seite an Seite rannten sie weiter. Er schwieg. Auf eine Art und Weise, die sie verstandesmäßig nicht erfassen und begreifen konnte, stand sie weiterhin mit seinem Geist in Verbindung, kontrollierte, beruhigte ihn.

Blindlings rannten sie in das weiße Nichts; jeder Schritt war gefährlich, denn der Boden war aufgeweicht und lehmig und rutschig.

Hier und da lagen Steine herum. Ganz am Rande ihres Blickfeldes, kaum mehr richtig zu sehen, streckten ein paar verkümmerte Bäume ihre knorrigen Äste in die dunstige Brühe.

Der Boden zitterte und bebte wieder, irgendwo bröckelten Steine los und kollerten den Abhang herunter.

Sie erreichten einen Pfad, der um die Flanke des Berges herumund in weiten Serpentinen in einen unheimlich wirkenden Wald hinunterführte.

Die Bäume standen weit auseinander; und sie waren schwarz verkohlt, völlig kahl. Wie Skelettfinger waren sie flehend zum Firmament hinaufgereckt, als könnte ihnen von dort Gnade zuteil werden.

Der Nebel war hier wesentlich dünner. Man konnte weiter sehen, und hatte doch das Gefühl, von einer Landschaft umgeben zu sein, die es genausogut auf einem fernen Planeten hätte geben können.

Wellenartig bewegten sich die Nebelschleier über dem feuchten Boden und zwischen den wuchtigen abgestorbenen Baumstämmen.

Die knorrigen Äste wurden von einem kalten Wind gestreichelt.

Vereinzelt war ein trockenes Schaben zu hören, wenn dürre,

verkohlte Zweige gegeneinander gedrückt wurden.

Sie stoppten wie auf ein geheimes Signal.

Das Satanszeichen war in der Nebelbrühe hinter ihnen verschwunden; von den fluchtenden Männern war nichts mehr zu hören. Der Regen wehte in schrägen, unbarmherzigen Fahnen heran.

Damona fröstelte. Die nassen, völlig verdreckten Jeans klebten an ihren Beinen; ein widerliches Gefühl. Sie sehnte sich nach einem Bad, sie war müde, erschöpft – und hungrig und durstig.

»Mein Gott…«, flüsterte David Bennet, und jetzt hörte sich seine Stimme wieder ganz normal an. »Damona …« Er wandte sich ihr zu.

»Wie sollen wir jemals von hier wegkommen? Dieser Wald – man spürt den Pesthauch des Bösen förmlich, der ihn so – so zugerichtet hat.«

»Ja.« Eine mehr als einsilbige Antwort.

Das Vibrieren des Bodens war allgegenwärtig. Es kündigte etwas an, etwas, das es nicht geben durfte… Ihr Instinkt warnte sie. –Oder war es das Hexenherz?

Sie gingen weiter, folgten dem Serpentinenweg. Immer wieder warfen sie scheue, gehetzte Blicke zurück. Die Verfolger blieben aus.

Einsam, von einer Aura aus Trauer und Schmerz umflirrt, lag der Weg im Regen hinter ihnen.

Das dumpfe Grollen, das sich seinen Weg aus der *Tiefe* unter ihren Füßen bahnte, bemerkten sie genau eine Sekunde später.

Das Zittern nahm an Intensität zu.

Hinter ihnen rissen die Nebelvorhänge auf, der Blick zum Bergkamm und zum Satansfanal war plötzlich frei…

Ein berstendes Krachen toste los, Wind kam auf, Blitze loderten über den Himmel und tausend gequälte Seelen schienen in jämmerlicher Pein zu winseln und zu klagen!

Der Weltuntergang schien loszubrechen!

David und Damona wurden von den Füßen geschleudert, und von dem Wind, der wie eine reißende Bestie heranpeitschte, getroffen…

Der Boden hob und senkte sich, brach auf, haarfeine Risse zuckten hierhin und dorthin, verbreiterten sich… Dunkle, übelriechende Erde wölbte sich nach außen.

Damona riß David Bennet hoch, taumelte mit ihm weiter. Sie mußten endlich aus dem Bannkreis des Berges kommen!

Rauch lohte. Es stank beißend nach Schwefel! Hitze krallte sich in ihre Rücken… Und plötzlich war gleißende, blutrote Helligkeit überall!

Das Bersten und Krachen und Tosen hielt mit unverminderter Heftigkeit an!

Damona blickte über ihre Schulter zurück, ohne langsamer zu werden. Der Bergkamm hatte sich gespalten! Lava sprühte empor,

Steinbrocken, Erdreich und Rauch vermischten sich zu einem irrsinnigen Regen, der wie glühende Kometensplitter niederprasselte.

Der ersten Eruption folgte eine zweite, eine dritte…

Schlimmer wurde das Tosen, greller das Feuer! Die Hölle hatte ihre Pforten aufgetan…

Schreie gellten durch das Chaos; die Schreie der Toten? Der Himmel brannte, die Wolken brannten, der Nebel brannte… Der Widerschein der Feuersbrunst vereinte sich mit dem Satansfanal, tastete zitternd hinaus, immer weiter über den Himmel!

Schatten wirbelten durcheinander, tanzten, klatschten zu Boden, kollerten den Berg hinunter. Die Männer, die so mutig auszogen, die Hexen zu vernichten!

Und weiter gellten die Schreie, weiter brüllte und toste und kreischte die aufgewühlte Natur! Der Hauch von Blut und Tod und Verwesung raubte den Flüchtenden den Atem.

Damona und David erreichten die ersten verkohlten Bäume und hetzten weiter. Die Erschöpfung war vergessen. Jetzt galt es nur noch, das nackte Leben zu retten, irgendwie. Trümmer rasten jaulend durch die zähflüssige Luft, prasselten hinter ihnen nieder, krachten gegen die rissigen Baumstämme, sprangen ab, sirrten zu Boden…

Grellglühende Funken stoben, flirrten über den Himmel.

Die Welt brannte…

Und Damona wußte, warum.

Der Zeit-Dämon und die Blutgötter waren gekommen!

***

»Chrysel… Chrysel …«

Durch den Blutrausch schnitten die leisen, gewisperten Worte in ihr Bewußtsein, ließen sie wie von einer Natter gebissen herumfedern, den Unglücklichen vergessen, der wimmernd vor ihr lag, die Arme schützend hochgerissen.

»Chrysel… komm zu uns … Komm!«

Die Werwölfin knurrte, unruhig zuckte ein Muskel über ihrer Flanke.

Der verletzte Mann krallte seine Hände in den regennassen Boden und kroch weg von ihr.

Die anderen waren geflohen – oder tot. Eine Stätte des Blutes – das war jenes kleine Plateau unweit vom Gipfel des Hexenberges geworden.

Noch immer lauschte die Wölfin.

Der Ruf war allgegenwärtig, endete nie, wie ein feines Gespinst, das sich in ihren Geist gewoben hatte.

»Du hast die Wahnwitzigen besiegt, hast sie in die Flucht geschlagen, nun komm zu uns, denn du gehörst zu uns, bist Blut von unserem Blut, Geist von unserem Geist… Komm, Chrysel!«

Die mörderischen Kiefer klafften auf, die Lefzen zogen sich zurück. Geifer tropfte zu Boden. In den Wolfsaugen glühte ein schwarzer Funke auf.

Der Verletzte war bereits zwei, drei Yard weit gekommen. Chrysels menschlicher Verstand sickerte wieder der Oberfläche ihres Bewußtseins zu, der Blutrausch, der wahnsinnige Drang, gegen die Sterblichen zu kämpfen, sie zu vernichten, zu schlagen, in alle Winde zu verstreuen, ließ nach.

Sie hatte Damona King und David Bennet geholfen; die beiden waren der aufgebrachten, mordlüsternen Meute entkommen. Wenigstens hoffte sie dies.

Drängender, intensiver wurde der Ruf.

Und lockender…

»Komm, Chrysel… Komm zu uns, zu den deinen … Wir erwarten dich. Großes haben wir vor mit dir …«

Die Wölfin setzte sich in Bewegung. Selbst wenn sie gewollt hätte – sie hätte dem Lockruf nicht widerstehen können.

Das schwarze Blut der Dämonen kreiste in ihrem monströsen Leib, der ihr Furcht einflößte, der sie gleichsam anekelte und abstieß. Geschmeidig trottete sie den kaum erkennbaren Pfad bergan, in die Richtung, aus der sie gekommen war. Der Ruf kam aus den Tiefen des Hexenberges. Vielleicht gar aus jenem Höhlendom, aus dem sie an Damona Kings und David Bennets Seite geflohen war…

Ihr Denken wurde ausgeschaltet. Sie konnte sich nicht mehr darüber wundern.

Machtvoll war die wesenlose und doch so mächtige Geisterstimme in ihrem Schädel, beherrschte und leitete sie.

Die Sterblichen, die gekommen waren, um sie zu töten – sie und die Hexen, die mit ihrem Dämonenpriester einen unheiligen Sabbat im Inneren des Hexenberges abgehalten hatten –, waren vertrieben.

In panischer Flucht waren sie davongestürzt. Nur wenige der achtzehn Männer waren noch am Leben. Leichte Beute waren sie für sie gewesen…

Und mit diesen Gedanken kam auch der Stolz! Stolz auf das, was sie war!

Ein Werwesen!

Eine Wölfin!

Wie hatte sie sich nur vor diesem wunderbaren, geschmeidigen, kraftvollen, unbesiegbaren Körper ekeln können?

Sie veränderte sich.

Witternd hetzte sie bergan. Der Regen, der noch immer in silbrigen, weiten Schleiern vom trüben, fast mit dem Boden verschmolzenen Firmament fiel, vermochte ihr nichts anzuhaben. Ihr struppiges Fell schützte sie vor der Kälte.

Ihre Läufe schienen den kargen, vom Odem des Bösen gezeichneten Boden kaum zu berühren.

Der Höhlengang, der von Efeu und Dornen getarnt wurde, war nahe, sie spürte es.

Die Nebel lichteten sich. Gespenstisch leuchtete das unnatürliche Grün und Rostbraun des Efeu- und Dornenvorhanges durch die milchigtrübe Wolken- und Nebelbrühe.

»Komm…«

Und Chrysel Thorari, die Werwölfin, folgte dem Ruf. Mit großen, kraftvoll federnden Sätzen durchdrang sie die Tarnung und tauchte in das Dunkel des Höhlenganges ein.

Der Ruf leitete sie.

Etwas Bedrohliches schien sie unvermittelt zu umgeben, aber sie wußte instinktiv, daß diese Drohung nicht ihr, der Halbdämonin, galt. Sie war willkommen. Man erwartete sie.

Man…?

Mächtige Wesenheiten waren es, das spürte sie mit jenem Sinn, der ihr nur als Wölfin gegeben war.

Die Hexen waren ebenfalls bei den Mächtigen.

Und der Hexenschatten jener Teufelin, die Damona King getötet hatte.

Chrysel eilte durch den Höhlengang. Ihr menschliches Ich versuchte, sich aufzubäumen. Sie wollen dir etwas Fürchterliches antun, grellte es in ihr, dann war dieser Gedanke wieder vergangen, ausgewischt von einer Macht, die nicht von dieser Welt war.

»Die Blutgötter sind es, die dich erwarten! Komm! Laß sie nicht warten…«

Sie erreichte den Höhlendom, erfaßte die Situation. Warnend grollte sie, die Lefzen gefletscht, bereit, gegen jeden sie angreifenden Feind zu kämpfen.

Das schwarze Blut peitschte schneller durch sie, die bestialische Gier, zu kämpfen und zu töten und den Geschmack des süßen, klebrigen Blutes zu schmecken, keimte machtvoll in ihr auf.

Die Hexen umringten den bizarren Altar; ein riesiger Schädel war es, aus dem zwei schlanke Hörner wuchsen. Auf diesem Altar hatte die blondhaarige Hexe sterben müssen…

Die Hexen starrten sie mit glänzenden Augen an.

Keine Gefahr drohte…

Die Wölfin entspannte sich.

Dann sah sie den Hexenschatten. Er hielt sich im Hintergrund. Die Schattengestalt verwischte mit der Düsternis, die dort herrschte. Das flackernde, zuckende Fackellicht reichte nicht weit; die Nischen und Risse und Spalten waren pechschwarz ausgefüllt, und die Wölfin witterte das Unheil, das in dieser Schwärze eingewoben war.

Doch sie fürchtete sich nicht. Niemand konnte ihr etwas anhaben;

nicht, wenn sie in diesem Körper war.

Ihr anderer, menschlicher Körper, der war schwach, doch nicht so der des Wolfs.

Ein grelles Licht glühte über dem Altar. Strahlenspeere zuckten davon aus, direkt auf sie zu. Sie drangen in ihren Körper, brachten Schmerz und Pein, ließen sie zusammenfahren, einen rauhen Knurrlaut ausstoßen.

»Ruhig, Wölfin, dir droht keine Gefahr!« Der Hexenschatten hatte dies gesagt. Er löste sich aus der Schwärze und glitt auf sie zu. Verschlagene Augen leuchteten unter der Kapuze. Das Gesicht war nicht zu sehen; eine schwarze Fläche, mehr nicht.

Das Glühen über dem Altar manifestierte sich.

Die Wölfin konnte sich nicht mehr bewegen.

Ihre Augen rollten, weit aufgerissen waren sie. Würgend riß sie ihre Kiefer auseinander, ihre Pranken zuckten.

Eine weitere dämonische Wesenheit tauchte auf. Der Zeit-Dämon!

Ein Schemen, der wie ein Loch in der Realität wirkte, schwache Lichtpunkte flirrten in unfaßlichen Tiefen, in kosmischen Tiefen, wie es den Anschein hatte.

»Was – wollt ihr…?«

Mühsam formulierte die Wölfin diese Gedanken.

Höhnisches Lachen antwortete ihr. »Deine menschliche Erinnerung, Wölfin… Und deinen Körper.«

Grauen war plötzlich in ihr.

Vergangen ihr Stolz, ihre Überheblichkeit. Sie erkannte, daß sie sie in einer trügerischen Sicherheit gehalten hatten.

Die irrsinnigsten Gedankenverbindungen loderten durch ihren Kopf: Tod/Vernichtung/kämpfen… Du mußt kämpfen/sinnlos/Es sind Blutgötter/Unheilige Allianz/Liars Hexenschatten …

Das Glühen über dem Altar…

Die Wölfin wußte, daß dort ihr eigentlicher Feind lauerte. Diese Lichterscheinung… Oder besser: jenes Wesen, das sich hinter diesem Lichtschild verbarg, war mächtiger als alle anderen zusammen!

Und es war nur ein Wesen…

Einer aus der *Siebeneinigkeit* der *Blutgötter*!

»Du begreifst schnell«, lobte Liars Hexenschatten. Die schwarze Gestalt beugte sich vor, eine knochige Hand, die von einer braunschwarzen, fleckigen Haut überzogen war, streckte sich aus und streichelte ihr über die Nüstern.

»Du bist klug und stark – und schön. Rundherum zu gebrauchen.« Der Schatten kicherte.

»Singt! Beginnt mit der Zeremonie! Wir wollen keine Zeit mehr verlieren!« rief sie den Hexen zu. Die nackten Körper schimmerten im rötlichgelben Fackellicht.

Und die Hexen begannen mit der Zeremonie, die ihnen der über dem Altar schwebende Blutgott vorschrieb. Er hielt sie in seinem Bann, alle, ausnahmslos.

»Schenk sie mir!« flüsterte der Hexenschatten und breitete die Arme in die Richtung des Mächtigen aus.

Intensiver flackerte die Feuerkugel, Konturen wurden sichtbar und vergingen wieder, eine Ausdünstung breitete sich aus, die selbst den Hexenschatten frösteln ließ. Wie mächtig der Verbündete aus einer fernen Zeit war! Wie mächtig – und wie grausam!

Gedanken entstanden, Gedanken, die wie mit Feuer geschrieben waren!

»Du wagst es, solche Gunst von mir zu fordern, Unwürdige? Versagt hast du… solltest du dies etwa schon wieder vergessen haben?«

Der Hexenschatten wurde von einem harten Ruck durchlaufen.

Angst wuchs rasend schnell empor. »Aber, ich flehe dich an… Es war nicht meine Schuld!« Das schattenhafte Gesicht wurde zu einer untertänigen, kriecherischen Fratze.

Die Wölfin konnte die Furcht des Schattens spüren, und noch mehr… Die Atmosphäre … Sie wirkte plötzlich wie elektrisch aufgeladen.

Etwas Grauenhaftes stand bevor… Etwas, mit dem niemand – nicht einmal der Hexenschatten! – rechnete!

»Herr…« Der Schatten warf sich vor dem Blutgott auf die Knie.

Das Wabern des Feuerballs übergoß den Schattenkörper, schien sich in ihn hineinzufressen, »Herr… Nein … Nicht! Neiiinnnn!«

Gräßlich hallten die Schreie durch den Höhlendom. Und die Hexen sangen ihre monotone Melodie des Grauens.

»Hayarada Marura do y sanyora!«

Immer wieder.

Immer lauter.

Das Licht fraß sich tiefer in den Hexenschatten hinein. Der Mächtige war unbarmherzig.

Die Wölfin krümmte sich. Noch immer wurde sie von einem zwingenden, eisenharten Bann gehalten, machtlos, hilflos dem ausgeliefert, was ihrer harrte.

Ein fürchterliches Schicksal…

Chrysel Thorans menschliches Ich verging in jener Sturzflut des Grauens, die von ihrem Tier-Ich ausgelöst wurde. Irgendwo in ihr brach ein Damm, sie bekam das nun folgende nur noch wie halb betäubt mit.

Der Mächtige löste sich.

»Ein neues Wesen soll geboren werden, Schatten!« grellte eine Stimme durch den Höhlendom, die an Unbarmherzigkeit und Grabeskälte nicht mehr zu überbieten war.

Ein Jahrtausendwesen… Ein Wesen, in dem drei andere Wesen sich

vereinen, Wesen, die ein mächtiges Potential schwarzer Energie in sich tragen …

»Nicht… Nein … Diese Schmerzen …« Wimmernd brach der Hexenschatten ab. Seine Konturen zerfaserten, verschmolzen teilweise mit dem Boden, glitten züngelnd darüber. Es stank nach verbranntem Fleisch, doch dies mußte eine Täuschung sein. Der Schatten bestand nicht aus Fleisch und Blut …

»Du!« gellte die Stimme des Mächtigen.

Der Hexenschatten winselte und jammerte.

»Du bist eines dieser drei Wesen! Schmerzen sollen dich läutern von deinem Versagen! Eine neue Chance soll dir gegeben sein als Bestandteil des neuen Wesens:«

Die Flammen umloderten den Hexenschatten, und das Wimmern verging.

Lachen hallte durch die Höhle.

Der Singsang schwoll an. Die Flammen der Fackeln loderten höher, schienen selbst die Luft zu entzünden.

Die Feuerkugel dehnte sich aus.

»Du, Wölfin, sollst der zweite Bestandteil des neuen Wesens sein! Dein Wissen über die Gewohnheiten der Sterblichen… Dein schwarzmagisches Potential sollen unserer Sache dienen!«

Die Flammen griffen nach ihr, hüllten sie ein.

Die Wölfin kämpfte dagegen an, erntete jedoch nur ein grausames Lachen, eine grelle Feuergarbe zerpflügte ihr Bewußtsein, harkte durch ihre Nerven, zerfetzte sie, zerstreute sie in alle Winde und schmetterte sie wieder zusammen.

Schwarzes Licht glühte über ihr/in ihr/vor ihr…

Überall.

Der beschwörende Gesang gellte lauter.

Dann gab der Mächtige den entscheidenden Befehl: »Hexenbrut! Höret, höret auf mich, der ich euer Herr und Meister bin! Eure Stunde ist gekommen, tut, was getan werden muß, gebt euer Leben für das Leben der Dreimalgroßen… Tötet euch! Stärkt mit eurem Blute die Allianz des Bösen, die Dreieinigkeit des Grauens … Ich befehle es!«

Und die Hexen kamen dem Befehl des Mächtigen nach. Die Wölfin – oder das, was aus ihr geworden war, ein körperloses, zerfleischtes, willkürlich neu gestaltetes Wesen, das sich selbst noch nicht begreifen, sehen, fühlen konnte – witterte das Blut…

Frisches, dampfendes Blut.

Schreie gellten, verzückte Rufe, Lachen…

Und der Geruch des Lebenssaftes war allgegenwärtig.

»Die Stunde der Jahrtausendkreatur ist gekommen!« Wie naher Donner hallte die Stimme des Mächtigen durch die Halle. Die Wände zeigten Risse, Erdreich bröckelte ab. Dumpfes Brodeln und Tosen

wurde laut. Hitze waberte hoch. Die Fackeln entzündeten die Luft.
Immer noch gellten die Schreie der Hexen.
Das Blutfest strebte dem Höhepunkt zu!
Das Glühen des Mächtigen wurde zu einem wahnwitzigen Strahlen, Erdreich schmolz, wurde zu Lava, es stank nach Schwefel, Blitze loderten in der Höhle, spalteten den Boden, setzten eine schleimige, dampfende Flüssigkeit frei, die blasenwerfend höher stieg, sie umhüllte, sie und das, was aus dem Hexenschatten Liars geworden war…
Aus formlosen Klumpen wurde ein neues Wesen…
Das Glühen des Mächtigen verging!
Unvermittelt zeigte er sich in seiner wahren Gestalt!
Das beobachtende Ich des neuen Wesens schrie auf, kreischte, tobte, versuchte davonzukriechen!
Nein! Nein!
Der Mächtige lachte. Ein Teil des Höhlendoms brach ein!
Die Wahnsinnsgestalt verschmolz mit dem beobachtenden Ich des neuen Wesens, Blitze loderten, ein schriller Wind heulte und tobte, riß den Schädel-Altar um. Die blasenwerfende, brodelnde Flüssigkeit aus den Tiefen der Welt vereinte sich mit dem Blut, mit den reglosen Körpern der Hexen…
Verschlang sie!
Umhüllte damit das neue Wesen…
Eine Kreatur der Hölle, eine Kreatur, schlimmer als jeder Dämon…
Ein Körper formte sich in dem Chaos der Höhle. Erdreich verband sich, formte Arme, einen biegsamen Körper… Verfestigte sich. Blut versickerte darin. Der Wind strich darüber, glättete die Haut …
Drei Wesen wurden zu einem Wesen!
Der Hexenschatten vereinte sich mit dem, was von dem Körper der Wölfin übriggeblieben war – und der Mächtige verschmolz mit diesen beiden Teilen.
Ein greller Schmerz loderte auf, ganz kurz nur, lächerlich kurz, dann war alles vorbei.
Ein Muskel zuckte, Augen öffneten sich, starrten boshaft, diabolisch zur Höhlendecke hoch…
Der Boden brach vollends auf, spie Feuer und Rauch, Felsen vergingen, wurden von einer Macht, die aus den Tiefen des Grauens herangefegt schien, davongeschmettert! Der Hexenberg wurde aufgebrochen! Funken stoben hoch! Feuer regnete vom Himmel! Nebel und Wolken und Luft und Wind – alles brannte!
Der Pestatem des Grauens wurde in die Welt hinausgespien!
Bastarda, die Teufelin, war geboren!

***

Er wußte nicht, ob Sekunden oder Stunden oder Ewigkeiten vergingen. Die Welt hatte sich in ein Tollhaus verwandelt, war eine brodelnde, tosende, schreiende, rasende Hölle aus irren Geräuschen und Schreien und Flüchen, Schluchzen und Wimmern, Winseln, Flehen. Steine prasselten zu Boden, das Erdreich verformte sich und regnete wie brauner Horror-Nebel zu Boden.

Horatius Bötzingers Hände schoben sich über den nassen, vom Regen aufgeweichten Boden, seine Finger krallten sich wie Spinnenbeine darin fest.

Warum hast du uns verlassen, Herr, die wir doch deine Kinder sind und schutzbefohlen, dachte er, immer wieder nur diesen einen Satz.

War der Krieg, die Hungersnot und die Seuchen denn noch immer nicht genug? Mußte jetzt auch noch diese Hölle auf die Menschen von Ortenbach herniederkommen?

Aber er hatte die Männer gewarnt. Er hatte geahnt, daß es nicht gutgehen würde…

Horatius Bötzinger atmete gepreßt. Sein Gesicht war – ebenso wie der ganze Körper – eine schmerzende, blutige Masse. Die Augen waren geschlossen, halb unter mächtigen Schwellungen verborgen.

Der Regen strömte auf ihn nieder, und ihm schien, als spüre er jeden einzelnen Tropfen wie einen Nadelstich.

Dann erst fiel ihm die Stille auf! Eine fürchterliche Stille, lähmend, beklemmend, unwirklich wie ein unsichtbares Gewicht.

Nicht einmal mehr Seufzer waren zu hören.

Tot!

Sie mußten alle tot sein!

Er schnappte nach Luft, riß die Augen auf, wuchtete sich hoch, ignorierte die wahnsinnigen Schmerzen, die seinen hageren Leib durchtobten und sich schließlich in seinem Schädel sammelten.

»Männer von Ortenbach…«, keuchte er. »Sagt etwas … Bei allen gütigen Heiligen, rührt euch.«

Nebel hüllte alles ein, wie ein gewaltiges, flirrendes, waberndes Leichentuch. Unweit von ihm war die Erde zu einem gewaltigen Haufen aufgeworfen. Ein länglicher Gegenstand ragte in die Höhe.

Horatius Bötzingers Blick klebte sich daran fest. Der Dorfpfarrer wuchtete sich hoch auf die Knie und kroch los.

Es war kein Gegenstand, was da aufragte.

Es war eine im Tode verkrampfte Hand!

»Nein!« wimmerte er. »Nein… nein!«

Er kam auf die Füße, torkelte los, erreichte den Erdhaufen. Für den Unglücklichen kam jede Hilfe zu spät. Nicht einmal mehr zu erkennen war er.

Der Pfarrer spürte, wie ihn das Grauen überflutete. Höllische Mächte waren hier am Werke, hatten ihnen ihre Macht demonstriert. Und er

war so schwach, viel zu schwach, er hatte nicht einmal mehr die Kraft gefunden, im Anblick des namenlosen Grauens zu beten, er war davongelaufen, wie die anderen, und dann zu Boden geschleudert worden.

Und jetzt…?

Herr im Himmel, wie sollte er jetzt noch vor seine Gemeinde treten?

Da hörte er das würgende Husten. Das Röcheln. Den scharfen, haßerfüllten Fluch.

Einige Schritte weiter rührte sich ein düsterer Schemen. Keuchendes Atmen. Wieder ein Fluch.

Horatius Bötzinger hastete hinüber. Thomas Haugg war es, der sich dort rührte, das schmale Jungengesicht war eingefallen und von wächserner Bleiche überzogen. In den dunklen Augen funkelte Todesangst.

»Herr Pfarrer…«, keuchte der Junge.

»Herr Pfarrer… ich …« Seine Stimme versiegte, ein schreckliches Husten überschüttelte seinen schlanken Körper.

»Ganz ruhig, mein Junge«, sagte Bötzinger und wischte ihm den ärgsten Dreck aus dem Gesicht. »Du wirst leben…«

»Ja, es – es geht schon, ich habe keine Schmerzen. Aber – diese Frau… Haben Sie auch diese Frau gesehen, Hochwürden?«

Bötzinger zuckte zusammen. Er erinnerte sich. In dem Augenblick, Sekundenbruchteile, bevor der ganze Hexenberg auseinandergeflogen war, hatte er ein weibliches Antlitz vor Augen gehabt. Das Gesicht einer überirdisch schönen, blonden Frau, dann ihren Körper.

Ein schlanker, biegsamer, geschmeidiger Körper mit festen Brüsten, die von einem hauchfeinen, weißen, schleierartigen Gewand bedeckt und doch nicht verborgen waren.

»Ja, ich habe sie gesehen, mein Sohn.«

Thomas Haugg richtete sich auf, stöhnte, biß sich auf die Lippe.

»Wer war das? Hat sie diesen – diesen Zauber veranstaltet? War sie eine der Hexen? Herr Pfarrer…« Seine Hand krallte sich in des Pfarrers Verschmutzte Kutte. »Sie müssen es doch wissen!«

»Komm, steh auf. Wir müssen nach deinen Kameraden sehen.«

»Sie weichen mir doch aus, Hochwürden!« Ein irrer Glanz war in Hauggs Augen, er kam hoch, sein Körper war angespannt, eine ausgezehrte Hülle, die nur noch von fanatischem Haß aufrecht gehalten wurde.

»Versündige dich nicht von neuem, Sohn, sei dankbar, daß dir das Leben gegeben ward, deinen unglücklichen Kameraden war dieses Glück nicht hold!« Beschwörend war die Stimme des Pfarrers.

Haugg entspannte sich.

Da hörten die beiden Männer die Stimme. Einschmeichelnd war sie, einschmeichelnd und doch schneidend wie ein glühendes Messer:

»Ich war es, die ihr im Augenblick eures nahen Todes gesehen habt! Ich – Bastarda, die Teufelin!«

Weithin hörbar gellte ihre Stimme über den Ort des Grauens, der Nebel schien sie zu verstärken, zu ihrer Melodie zu tanzen und zu wogen.

Horatius Bötzinger bekreuzigte sich, der Schock, daß diese furchtbare Stimme einfach so zu ihnen sprach, keinen Respekt vor seiner Priesterwürde zeigte, fraß sich in ihn hinein, doch dieses Mal war er entschlossen, an seinem Glauben festzuhalten, *mit* seinem Glauben zu kämpfen.

»Zeige dich, Elende!« forderte er mit fester Stimme. »Zeige dich, damit ich dir meine Verachtung ins Antlitz schreien kann! Ich bin Priester und Hirte über diese armen Unglücklichen, die du vernichtet hast, und…«

»Du beeindruckst mich nicht, elender Pfaffe!« lachte Bastardas Geisterstimme. »Und was deine armen Schäflein angeht, sie leben… Wenn auch nicht ausnahmslos so, wie sie zuvor gelebt haben.« Das schreckliche Lachen schraubte sich in irrsinnige Höhen.

»Was – was willst du, Bastarda?« Thomas Haugg hatte diese Frage gestellt. Unwillkürlich war er näher zu Horatius Bötzinger gerückt.

»Ihr seid verflucht, wißt ihr das denn nicht? Drei unschuldige Weiber habt ihr verbrannt, und sie haben im Tode ihre Seelen dem Satan überschrieben. Satan erfüllte ihnen dafür einen Wunsch. Ihr Fluch wird sich erfüllen, Ortenbach wird vom Antlitz der Welt getilgt werden… Ihr alle werdet sterben. Und ich – ich, Bastarda, werde es sein, die diesen Fluch erfüllt, obwohl ich keine Dienerin des Satans bin. Im Gegenteil, er ist mein Feind …«

»Großer Gott, erhöre mich, laß nicht zu, daß diese Weibsperson solchermaßen spricht! Hilf den deinen…«

»Geschwätz! Niemand wird euch helfen… Es sei denn …« Bastardas Stimme verklang, sie legte eine wirksame Pause ein.

»Was, Teufelin!«

»Es sei denn, ihr seid bereit, mir zu Diensten zu sein…«

»Niemals!«

»Oh, ihr werdet mir helfen. Ihr werdet ausschwärmen wie die Horden der Nacht und nach jenen Sterblichen suchen, deretwillen ich gekommen bin… Damona King und David Bennet sind hier, ich kann sie wittern! Und ihr werdet sie für mich fangen! Ihr werdet sie auf den Scheiterhaufen stellen und an den Flammenpfahl binden! Ich will es so, und ihr werdet mir zu Willen sein … Die Lebenden und die Toten …«

»Nein!« Thomas Haugg starrte Horatius Bötzinger an. »Hochwürden, wir müssen weg… Die anderen warnen …«

»Sinnlos, mein Sohn.« Resignierend stand er da, den Kopf gesenkt,

den Blick auf den aufgewühlten Boden gerichtet, dorthin, wo winzige silberne Rinnsale ihren Weg bergabwärts suchten.

»Hochwürden!« Thomas Haugg schüttelte ihn.

»Ich kann nicht mehr!«

»Sie müssen! Kommen Sie!«

Horatius Bötzinger sah auf, und in diesem Augenblick riß der Schleier aus Wolken und Nebel entzwei, ein Teil des freien Himmels wurde sichtbar, einige spärliche Sonnenstrahlen fanden ihren Weg zur Erde herunter.

»Kommen Sie!« sagte Thomas Haugg noch einmal und zog den Dorfpfarrer mit sich.

»Wir müssen nach den Leichnamen der anderen suchen«, warf Bötzinger schwach ein.

»Niemand lebt mehr hier oben.«

Horatius Bötzinger überlief es eiskalt bei diesen Worten. Scheu blickte er zurück, dorthin, wo einmal der Kamm des Hexenberges trutzig aufgeragt war. Das Satansfanal war verschwunden, die Hölle, die dort oben getobt hatte, hatte es verschluckt. Ein gewaltiger Krater spaltete den Berg, hatte das Innerste zuäußerst gekehrt.

Zerstörung, wohin man sah. Hier und da einige verzerrte reglose Körper.

Er konnte den Anblick nicht mehr ertragen, er wandte sich um und rannte wie von Furien gehetzt hinter Thomas Haugg her.

Niemand lebt mehr hier oben, hatte der Junge gesagt.

Aber er irrte sich.

Untotes Leben begann sich zu regen…

***

Schluchzend klammerte sie sich an ihm fest, ihr Körper zuckte wie unter Schlägen, ihre langen, schmalen Finger krallten sich krampfartig in seinen Arm.

Janosz bewegte sich nicht. Das Grauen war ihm tief in die Seele gefahren und bannte ihn regelrecht auf die Stelle.

»Sie sind alle tot«, wimmerte Simone Hentscheler wieder, und ihre Stimme war nur ein schwaches, zittriges Piepsen.

Janosz wollte etwas sagen, doch er konnte nicht. Seine Kehle war wie ausgetrocknet. Gewaltsam mußte er sich zwingen, den Blick vom Ort des Todes loszureißen.

»Das – das können wir nicht sagen«, murmelte er.

Simone hob ihm ihr verweintes Gesicht empor und starrte ihn an.

»Wir sind zu spät gekommen«, sagte Janosz. »Wir haben es versucht, aber wir sind zu spät gekommen. Sie« – er deutete zu dem gespaltenen Hexenberg hinauf – »waren schneller als wir. Und wir hätten ihnen nicht helfen können. Sie haben das Unheil herausgefordert.«

Simone beruhigte sich nicht; noch immer quollen die Schluchzer über ihre Lippen, ihr Haar war strähnig und glanzlos und klebte in feinem Gespinst in ihrem Gesicht.

Nie würde sie die Eruption des Grauens vergessen, nie vergessen, wie der Bergkamm auseinandergespritzt war, wie glühende Lava und Steine und Erdreich in giftgelben Lohen in die Höhe geschossen und auf die Unglücklichen – die nur als Schemen von ihrem Standpunkt aus zu sehen gewesen waren – niederregnete.

»Es waren Hexen, böse Menschen«, sagte Janosz, als hätte er ihre Gedanken erraten.

»Ja, das waren Hexen«, erwiderte Simone.

Janosz richtete sie behutsam auf. »Wir müssen ins Dorf zurück, dein Großvater wird sich schon Sorgen machen.«

»Was soll ich ihm sagen, Janosz? Wird er denn überhaupt begreifen, was die Stunde geschlagen hat? Die Hexen werden alle töten, so wie es die Geisterstimme mir angekündigt hat. Alle werden sterben.«

»Du nicht, das hat dir die Geisterstimme versprochen.«

»Aber ich will nicht leben, wenn alle – alle tot sind! Janosz, ich…«

Er nahm sie in die Arme. »Komm, wir gehen«, sagte er sanft.

Aber dazu kamen sie nicht mehr.

Eine feine Melodie wehte über das von Grauen gezeichnete Land, eine Melodie, wie Simone und Janosz sie nie zuvor gehört hatten, fein, lieblich, zart- und doch voller zwingender, reißender Bösartigkeit.

Und eingewoben in diese Melodie gellte der Befehl: »Sucht mir Damona King und David Bennet! Sucht mir die beiden Frevler, die es wagten, meinen Zorn zu provozieren! Sucht sie und bindet sie und verbrennt sie! Sterben sollen sie auf dem Scheiterhaufen! Sterben! S-t-e-r-b-e-n! Ich, Bastarda, die Dreimalgroße, verlange es!«

Und die Melodie fraß sich in ihre Schädel, wand sich um ihr Bewußtsein, übernahm ihre Körper, kontrollierte sie, machte sie zu bedenkenlos funktionierenden Marionetten…

***

August Hentscheler wandte sich mit einem unwirschen Ruck vom Fenster ab.

Er hatte Bastardas Befehl empfangen; hatte ihn empfangen wie alle anderen im Dorf. Und er gehorchte. Mit steifen, ungelenken Bewegungen machte er sich auf den Weg. Er war blind; die ewige Nacht umgab ihn, ein Geschoß hatte dafür gesorgt. Aber jetzt brauchte er sein Augenlicht nicht. Etwas anderes leitete ihn, etwas, das seine blinden Augen ersetzte….

Er verließ das Haus. Seine knochigen Hände öffneten und schlossen sich.

Die Melodie des Grauens war in seinem Kopf, er konnte sie nicht

ignorieren. Findet die beiden Frevler! Findet sie! Und August Hentscheler sah die beiden Gesuchten vor sich, sah das aparte Antlitz der Frau… Das feingeschnittene Gesicht mit den hochangesetzten Wangenknochen, die leicht schräg gestellten Katzenaugen, das lange, rabenschwarze Haar, das sacht über ihre Schultern wehte, wie von einem unsichtbaren Windhauch gestreichelt. Und er sah den Mann: Sein vom Grauen gezeichnetes, einstmals markantes Gesicht, das jetzt nur mehr eine Fratze des Schreckens und der Erschöpfung war.

In seinen Augen irrlichterte es. Er war nervös, am Ende seiner Kräfte.

August Hentscheler schritt zu den anderen hin, die sich auf dem Dorfplatz versammelten. Feucht glänzten die Pflastersteine, auf denen sich die Asche festgesetzt hatte. Noch immer faserten Ascheschleier von den drei Scheiterhaufen hoch.

Der Regen peitschte sie wieder herunter. Wind spielte mit den Haaren der Männer und Frauen. Ihre Gesichter waren hart, wie in Stein gemeißelt. Die Augen leer, bar jeden menschlichen Gefühls.

Marionetten Bastardas waren sie geworden!

Ein unheiliger Fluch zwang sie in die Macht der Dreimalgroßen!

»Wir werden sie finden!« knurrte ein hagerer Mann, der sich den Hexenjägern nicht angeschlossen hatte.

August Hentscheler erkannte ihn an seiner Stimme. Es war Ludwig Michael, der Fleischhauer.

»Wir finden sie!« keiften die Frauen. Strähnig hingen ihre Haare in die von Entbehrungen und Kummer und Leid gezeichneten Gesichter.

»Folgt mir!« flüsterte August Hentscheler.

Er setzte sich in Bewegung. Der blinde Mann ging sicheren Schrittes los, und die Meute folgte ihm. Auch der Dorfpfarrer, Horatius Bötzinger, und der junge Thomas Haugg waren dabei. Irgendwo wurde ein kaum hörbares Schluchzen laut. Niemand kümmerte sich darum. Die Besessenen kannten nur ein Ziel…

Und sie lächelten!

Sie lächelten, weil sie wußten, daß Bastarda mit ihnen war!

Wenig später ließen sie Ortenbach hinter sich und schwärmten in einer breitgezogenen Kette aus…

***

Gegenwart

Die Straßen, die sie entlanggingen, waren leer, es schien, als eilte ihnen eine Woge des Grauens voraus, die die Menschen daran hinderte, ihnen in den Weg zu geraten.

Niemand sah die Unheimlichen! Niemand wurde auf die entstellten, häßlichen Fratzen aufmerksam, die witternd erhoben waren.

Nicht einmal hinter den Fensterscheiben rührte sich etwas.

Dennoch wußten die lebenden Leichen genau, wohin sie sich zu

wenden hatten. Ihr Instinkt leitete sie zu ihren nächsten Opfern. Der Tod streckte seine Krallen aus.

Es war nicht mehr weit.

Dumpf hallten die Schritte von den Pflastersteinen wider. Der Nebel, der sich wie schützend um sie legte, schluckte diese Geräusche jedoch sofort.

In der Ferne ertönte ein wütendes Hupkonzert. Aufgeregte Stimmen schrien durcheinander. Flüche wurde gebrüllt. Dann näherte sich der an- und abschwellende Ton einer Polizeisirene.

Die lebenden Leichen gingen unbeirrt weiter. Makabre Schemen in der dunstigen Helligkeit des Nebels, der dem Tageslicht die Herrschaft streitig machte.

Irgendwo war ein helles Kinderstimmchen zu hören. Dann eine strenge weibliche Stimme.

»Komm zurück, Ernie!«

»Ich denke nicht daran! Ich will nicht in dieses blöde Kindertagesheim! Ich will zu Haus bleiben und mit Jackie spielen!«

»Ernie! Ich sag's Daddy!«

Schritte näherten sich. Die Unheimlichen verharrten regungslos.

Eiskalte Totenaugen richteten sich auf jene Stelle des Nebels, wo verwischte Körperkonturen auszumachen waren.

»Ernie!«

»Autsch! Au, Mammy, laß mich los! Autsch! Das ist gemein! Du tust mir weh!« maulte der Junge.

»Dir werd ich beibringen, daß man seiner Mutter nicht einfach davonläuft! Dummer Junge!«

Die Schemen verschwanden, die Stimmen wurden leiser.

Die lebenden Leichen wechselten rasche Blicke. Die Witterung war nach wie vor existent. Sie setzten sich wieder in Bewegung.

Große, geschmeidige Schritte brachten sie voran. Die mächtigen, weißbandagierten Körper kannten keine Erschöpfung.

Dann hatten sie ihr Ziel erreicht.

Wie auf ein geheimes Kommando blieben die drei Unheimlichen stehen und starrten aus brennenden Augen zu dem schmalbrüstigen hohen Haus auf der anderen Seite der engen Straße hinüber.

Sie witterten das junge, pulsierende Leben, das sich hinter der unscheinbaren, grauschwarzen Fassade aufhielt, konnten es förmlich spüren, die Bewegungen der jungen Körper fast vor sich sehen.

Jetzt zahlte es sich aus, daß sie ihren ursprünglichen Plan, sich zu trennen und jeder auf eigene Faust zuzuschlagen, aufgegeben hatten.

Hier würden sie reiche Beute finden, und Zoran-Barkaras Befehl erfüllen!

Mit einem dumpfen Grollaut setzte sich der Anführer in Bewegung. Gewaltige Muskeln spielten. Klauenhände öffneten und schlossen sich.

Sie näherten sich dem Haus.

***

Pamela Killroy seufzte und schüttelte ihr hübsches Lockenköpfchen.

»Du kannst mich also nicht leiden?« versuchte sie es dann noch einmal.

Ernie Thursdock schüttelte energisch seinen Kopf, daß die roten Strähnen nur so hin- und herflogen. »Überhaupt nicht, Miß. Ich muß hierher zu Ihnen in diesen doofen Kindergarten, und dabei könnt ich zu Haus viel besser spielen. Da ist auch Jackie, und…«

»Und wer ist dieser Jackie?« unterbrach sie ihn sanft.

»Jackie ist mein Hund!« erklärte der Kleine ziemlich entrüstet, als müßte die ganze Welt wissen, daß sein Hund Jackie hieß.

»Okay, okay«, wehrte Pamela Killroy ab. »Ich meine, *das* ist natürlich ein Grund.«

Ernie lugte sie von unten her mißtrauisch an. Seine kleine Zunge wischte über die Lippen. Er war sichtlich aus dem Konzept gebracht und wurde verlegen. Seine Pausbäckchen wurden fast so rot wie der zersauste Haarschopf.

Pamela ließ sich auf die Knie nieder. Sie mochte den kleinen Wildfang, auch wenn er ziemlich schwierig war. In den vier Wochen, die er jetzt im Kindertagesheim war, waren sie genau achtmal aneinandergeraten. Mal wegen diesem, mal wegen jenem Grund. Ernie war geradezu prädestiniert dafür, keine Langeweile oder gar Alltagstrott aufkommen zu lassen. Und beides waren Fremdwörter für sie, seit sie die Arbeit in dieser Tagesstätte übernommen hatte.

Es war das Projekt einer Elterninitiative; ein Heim für die Kinder von sozial schwächer gestellten Leuten, und billig. Der Zustrom war entsprechend. Die Arbeit auch. Aber sie machte Spaß.

»Was gucken Sie mich denn so an?«

»Ich will dich schon nicht auffressen, keine Angst«, erwiderte sie lächelnd und strich ihm über die Haare. Er wich aus, verzog das Gesicht und funkelte sie an.

»Willst du mir nicht verraten, was dein Jackie für ein Hund ist?«

»Ein Terrier, aber mein Daddy sagt, daß da auch noch einige andere Hundeherrschaften daran beteiligt waren, wenn Sie verstehen, was ich meine.« Er zwinkerte ihr zu.

Und jetzt wurde sie rot. Die anderen Kinder, die sie in einem weiten Kreis umstanden, grölten und lachten und kicherten.

Ernie blickte sich grinsend um. »Naja, so sagt mein Daddy wirklich!« meinte er; und dann wurde er auch schon wieder verlegen. Im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses zu stehen, schien ihm nicht sonderlich zu behagen.

»Wie wär’s, wenn du uns allen ein bißchen ausführlicher von deinem

Jackie erzählen würdest?« Pamela hütete sich, allzu sehr zu lächeln, obwohl sie ein Grinsen kaum unterdrücken konnte. Dieser Ernie…

»Naja…«

Ernie wurde sichtlich unentschlossen. Hatte er noch vor ein paar Minuten gezetert, daß er ausbrechen würde aus diesem Kindergefängnis, schien er jetzt zumindest gnädig darüber nachzudenken, ob er nicht doch noch eine Weile bleiben sollte.

»Schließlich«, sagte Pamela sanft, »haben nicht alle deine Freunde und Freundinnen hier so einen fabelhaften Hund.«

»Naja, das ist klar!« räumte er wie selbstverständlich ein.

»Au ja, bitte, erzähl uns was von Jackie!« sagte plötzlich Stephanie, ein unscheinbares, kleines Mädchen, das schon ein halbes Jahr bei ihnen war.

Das war das Signal für die anderen Kinder. Sie bestürmten Ernie, zu bleiben und von Jackie zu erzählen, redeten durcheinander, bettelten und gestikulierten.

Ernie sank förmlich in sich zusammen, hilfesuchend sah er zu Pamela hoch, und sie zuckte die Schultern. »Da hörst du es«, sagte sie, war aber nicht sicher, ob er sie durch den Lärm überhaupt hören konnte.

Er seufzte und drängelte sich durch die ihn umstehenden Altersgenossen.

»Komm, laß dich nicht so bitten!«

»Sei kein Spielverderber!«

Er tat so, als höre er sie nicht; das mußte schließlich genossen werden. Naja, und immerhin waren es nur ein paar Stunden. Er konnte ja heute abend mit Jackie spielen. Und wenn sie schon alle so wild darauf waren…

Also ein Spielverderber, das wollte er nicht sein.

Beiläufig sah er zum Fenster hinaus. Es nieselte. Der Nebel dampfte noch immer über der schmalen, etwas abgelegenen Straße, und sorgte dafür, daß einem mulmig werden konnte.

»Ernie«, brachte sich Pamela Killroy in Erinnerung. Sie kam zu ihm, und die anderen Kinder schrien noch immer durcheinander.

Ernie stand stocksteif am Fenster, seine kleinen Hände ruhten auf dem Fensterbrett. Diese drei Männer da unten… Das waren schon komische Burschen.

»Was hast du denn, Ernie?«

»Da, Miß. Gucken Sie mal da runter«, sagte er, ohne einen Blick von den Unheimlichen zu nehmen. »Die sehen aus wie – wie Tote!«

Pamela Killroy war mit einem schnellen Schritt am Fenster. »Aber was redest du da denn für einen Unsinn, Ernie«, sagte sie rügend.

»Du weißt doch…«

Da sah sie die Männer, von denen er gesprochen hatte, ebenfalls, ihr Herz übersprang einen Schlag, krampfte sich zusammen, die Luft blieb

ihr förmlich weg.

»Gütiger Himmel…«, entfuhr es ihr, als sich ihr die Horror-Fratzen entgegenhoben. Die Höllenaugen richteten sich auf sie, starrten zu ihr hoch, in den zweiten Stock.

Eiskalt rieselte es ihr über ihren Rücken.

Ernie schrie, zitternd klammerte er sich an ihren Arm. »Miß Pamela, die sind böse! Die – die sind wirklich tot!«

Fassungslos und geschockt starrte sie auf die Horror-Wesen hinunter, die unbeirrbar ihren Weg fortsetzten, die Straße überquerten und direkt auf den Eingang zumarschierten!

Ernie hatte recht! Diese Kreaturen waren tot – und lebten trotzdem! Zombies!

Und sie waren wegen der Kinder gekommen!

***

Zwischen den Dimensionen, dort, wo es keine Zeit gibt »Es ist eine Falle!«

Mike Hunters Warnschrei hallte noch durch die schwarze Unendlichkeit, als sich alles schlagartig änderte. Die Schwärze riß auf, zerfaserte, machte einer seltsamen Helligkeit, einer Art düsterem Licht, Platz. Mike kannte dieses Phänomen bereits von seinem ersten Besuch hier in Zoran-Barkaras Dämonenpalast.

Sie hatten ihr Ziel erreicht, und das bedeutete.

Kampfbereit schnellte Mike Hunter herum.

Nikolaos Triadi stand neben ihm, schüttelte den Kopf. »Wir haben es vorausgesehen«, meinte der Wächter ganz ruhig. »Sie erwarten uns unten, in den düsteren Fluren, aus denen du geflohen bist.«

Mike stieß den Atem aus. »Verdammt, Triadi…«

Die anderen Wächter bildeten einen Kreis um Mike und Triadi.

Mike starrte den Kampfgefährten fragend an. »Was soll das jetzt wieder werden?«

»Du wirst dich um Barkara kümmern.«

»Und ihr?«

»Wir halten dir den Rücken frei.«

»Hört sich so einfach an; da ist doch der Wurm drin, Triadi!« Mike packte ihn am Arm.

»Es gibt keinen anderen Weg, Mike Hunter.« Triadi sah an ihm vorbei. Mike kreiselte herum, sah die schemenhaften Bewegungen ganz am Ende des großen Prunksaales, in dem sie materialisiert waren. Er spürte die Ausstrahlungen der Horden, die sich dort drüben zusammenrotteten, und dann begriff er schlagartig.

»Ihr wollt euch opfern!« schrie er. »Triadi, das lasse ich nicht zu! Das – das ist Wahnsinn!«

Nikolaos Triadi lächelte und sah ihn nun direkt an. »Wir sind die Sehenden Wächter, vergiß das nicht. Vielleicht steckt ein Sinn hinter

allem… Es muß sein, Mike. Verlier keine Zeit mehr.«

»Es muß eine andere Möglichkeit geben!«

Mike begann zu schwitzen. Etwas zerrte sacht an seinem Geist, eine flüchtige Berührung, aber er wußte, was sich da anbahnte. Die schwarzmagische Ausstrahlung des Dämonenpalastes sickerte in ihn ein, stärkte den Schwarzen Keim und ließ ihn zum Dämon werden.

»Wir haben nicht mehr viel Zeit«, hörte er Triadi wie aus weiter Ferne sagen.

Und Mike Hunter wußte, daß der Wächter nicht übertrieb. Es ging um Sekunden.

»Was soll ich tun?«

»Du wirst es wissen, Mike Hunter, denn die Kraft wird in dir sein.«

»Ihr müßt überleben, Triadi!« stieß Mike hervor, seine Rechte klammerte sich um den dürren Arm des Wächters.

»Es wird so kommen, wie es kommen muß. Es gibt das Gesetz des Schicksals, dem wir unterworfen sind. Es ist uns nicht gegeben, den Lauf der Dinge zu verändern… Wir sehen viel, doch dürfen wir nichts verändern …«

»Shit auch!«

»Leb wohl, Mike Hunter… Kämpfe – kämpfe gegen dich und gegen Zoran-Barkara …«

Nikolaos Triadi umfaßte seine Hand, drückte sie kurz, nickte ihm zu; dann schnellte seine Linke in die Höhe, ein fahler Lichtschein raste auf Mikes Gesicht zu, fraß sich in seine Stirn, riß ihn davon wie ein Blatt im Sturm.

Aber er sah noch, wie die Horden der Finsternis, die sich in den Ecken und Nischen zusammengerottet hatten, vordrangen, zuerst langsam, dann immer schneller. Schreie gellten. Schwefeldämpfe wallten auf. Wie eine wahnwitzige Springflut stürmten, flatterten und kugelten und hüpften die Unheimlichen voran, auf die Wächter zu, die sich ihnen ruhig und gelassen stellten…

Hoch ragte Nikolaos Triadis Gestalt empor, einsam und stolz, und von einer seltsamen Aura umgeben…

Der Wächter sagte etwas. Mike konnte es nicht mehr hören. Die Horror-Krieger kamen! Mike Hunter sah zweiköpfige Wesen, Untote, Fabelkreaturen, halb Mensch, halb Tier, geflügelte Bestien. Die ganze Palette verrückter Schöpfungen.

Sie griffen an!

Mike Hunter wurde davongerissen, schneller, schneller…

Und hinter ihm begann der Kampf um den Dämonenpalast!

***

Vergangenheit

Sie waren gerannt, bis sie vor Erschöpfung umgefallen waren, bis

nichts mehr für sie existierte, außer den brennenden, wie verrückt pumpenden Lungen und die Brust, die von einem wahnsinnigen Stechen schier zerrissen wurde.

Sie hatten das Grauen hinter sich gelassen, den berstenden Hexenberg, Bastarda, die Toten…

Waren durch den toten Wald geirrt, weiter, immer weiter.

Und jetzt mußten sie einsehen, daß es sinnlos gewesen war. Alle Anstrengungen umsonst. Sie waren am Ende. Sie waren verloren.

Damona King richtete sich müde auf und starrte auf die schweigende Mauer aus Menschenleibern, die sie und David umringte.

Lautlos waren sie herangekommen, lautlos wie der Tod.

Und vielleicht waren sie das auch. In ihren Augen war kein Leben, starr und blicklos glotzten sie auf sie herunter.

»Steht auf, leistet keinen Widerstand!«

Ein hochgewachsener, blinder Mann hatte dies befohlen. Unheimlich schimmerten seine weißen Pupillen, wie Glasmurmeln.

Damona kam dem Befehl nach; es hatte keinen Sinn, gegen diese Übermacht zu kämpfen. Sie glaubte zu wissen, was das für Menschen waren. Sie kamen aus demselben Dorf, aus dem auch die Hexenjäger gekommen waren, die auf dem Hexenberg ein solch schreckliches Schicksal ereilt hatte.

Und – sie waren besessen.

Blieb die Frage: von wem?

Von den Blutgöttern?

David rührte sich nicht. Seine Brust hob und senkte sich, Speichel lag auf seinen Lippen. Er hatte seine Augen geschlossen.

»David, komm… hoch mit dir«, sagte Damona King sanft.

Er sah sie unvermittelt an. »Nein«, erwiderte er dann ganz ruhig, »sollen sie mich meinetwegen totschlagen, aber ich steh nicht mehr auf, weil ich sowieso gleich wieder umkippen würde.« Er sagte es unnatürlich ruhig und ohne Bedauern in der Stimme. Er hatte sich mit der Situation abgefunden – und zwar, ohne wahnsinnig zu werden. Er hatte die Krise überwunden.

Aber gleichzeitig hatte er aufgegeben.

Damona funkelte ihn an.

Dann wandte sie sich an die Dörfler: »Warum laßt ihr uns nicht in Ruhe? Wir haben euch nichts getan.«

»Bastarda befiehlt, und wir gehorchen, Lebende wie Tote!« erwiderte der Blinde, und seine Augen richteten sich direkt auf sie.

»Bastarda…?«

»Die Dreimalgroße, ja.«

Damona biß sich auf die Lippe, sie erinnerte sich an die irrsinnigen reingeistigen Impulse, die vorhin in ihrem Geist aufgetaucht waren, die Visionen von einer fürchterlichen Gefahr…

Die Vereinigung dreier Individuen: Liars Hexenschatten! Chrysel, die Dämonentochter! Ein Blutgott!

Und auch der Name *Bastarda* kam ihr seltsam vor, so, als hätte sie ihn schon einmal gehört, nicht bewußt, sondern irgendwo in den Tiefen ihres Bewußtseins, während sie auf der Flucht waren und nur eines im Sinn gehabt hatten: das Entkommen.

Und der Name *Dreimalgroße* sprach für sich.

Damona zählte bloß zwei und zwei zusammen. Das sanfte Prickeln, das von dem Hexenherz ausging, das sie vorhin unter ihre Bluse gesteckt hatte, schien Zustimmung zu signalisieren.

»Was geschieht mit uns?«

Der Blinde kam heran, seine Hände vorgestreckt, als wolle er sie berühren. »Ihr sterbt auf dem Scheiterhaufen, ihr werdet brennen, wie es die Dreimalgroße verlangte!«

Dicht vor ihr blieb er stehen, wandte sich um und winkte seine Begleiter herbei. »Sie werden keinen Widerstand leisten«, krächzte er.

»Bindet Sie!«

Die Besessenen gehorchten.

***

Gegenwart

Sie waren auf den Dachboden geflohen.

Die Kinder wimmerten, sie spürten die Gefahr, die sich ihnen unerbittlich näherte. Einige weinten leise. Pamela Killroy zerriß es fast das Herz. Sie ahnte, daß sie keine Chance hatten. Die Monster würden sie auch hier oben aufspüren.

Aber ein anderer Fluchtweg war ihnen nicht geblieben. Sie war froh, daß die Kolleginnen sofort auf ihre Warnung hin reagiert und die Kleinen hier herauf gebracht hatten. Dann hatte sie die Polizei anrufen wollen, es war jedoch zu spät gewesen. Die Leitung war tot.

Ernie zupfte an ihrem Ärmel. »Werden die Kerle hier heraufkommen, Miß?« fragte er.

»Ich weiß es nicht, Ernie. Ich – ich hoffe nicht.«

»Die wollen uns abmurksen, nicht wahr?«

Pamela Killroy lächelte freudlos. »Denk nicht an solche schrecklichen Sachen, kleiner Mann«, sagte sie.

»Aber wenn's doch so ist!« beharrte der Junge und funkelte sie an.

»Wir dürfen hier nicht einfach so rumsitzen!«

»Wir müssen uns still verhalten, Ernie. Vielleicht – vielleicht gehen sie dann wieder.« Sie wich dem kritischen Blick des Jungen aus, weil sie ihn plötzlich nicht mehr ertragen konnte. Sie machte sich und ihm – und allen anderen etwas vor.

Die Monster würden sie finden, und dann…

Ihr Magen zog sich so schmerzhaft zusammen, daß sie unvermittelt

ihre Hand darauf legte. Ihr fiebernder Blick wurde von der Tür, die auf den fußballplatzgroßen Dachboden heraufführte, angezogen, immer öfter. Durch diese Tür mußten die Monster kommen…

Wäsche war auf wirr gespannte Wäscheseile zum Trocknen aufgehängt. Es roch nach Feuchtigkeit und Frische. Ein unruhiger Luftzug ließ die Laken sich bewegen.

»Miß Pamela…«, wimmerte der kleine Harry Parker. Seine großen Kinderaugen sahen zu ihr her.

»Psst!« mahnte Mary Seiwood, Pamelas Kollegin, und nahm den Kleinen in die Arme.

Die Kinder wurden still.

Draußen, auf der alten Treppe, waren Schritte zu hören. Wuchtige Schritte!

»Sie kommen…«, hauchte Ernie.

Pamela Killroy schwieg, ihr Herz hämmerte, das Blut rauschte wie verrückt in ihren Ohren. Sie mußte etwas tun! Aber was? Irgend etwas! Sie durfte nicht zulassen, daß sich diese Scheusale an den unschuldigen Kindern vergriffen!

Sie erhob sich.

Ernie schniefte.

»Ganz ruhig, kleiner Mann«, sagte sie zu ihm und streichelte beiläufig über seinen Haarschopf.

Dann setzte sie sich in Bewegung. Zur Tür hinüber!

»Miß Pamela!« schrie Ernie. Panik war in seiner Stimme. »Ich laß Sie nicht gehen! Sie dürfen nicht!« Plötzlich klang seine Stimme weinerlich und überhaupt nicht mehr selbstsicher und stark.

Pamela Killroy wollte stehenbleiben, ihm irgend etwas Belangloses und Beruhigendes sagen…

Da geschah es!

Die Tür wurde aufgerissen, zurückgestoßen; sie krachte gegen die roh verputzte Wand, Mörtel rieselte.

In der Türöffnung standen die drei Zombies!

***

Vergangenheit

Damona King schloß die Augen und versuchte, den Schmerz, den die tief einschneidenden Lederstricke verursachten, zu ignorieren.

Es regnete; die Wolken hingen tief, als wollten sie das ganze miese Dorf und jede darin lebende Seele unter sich begraben.

Irgendwo heulte ein Straßenköter klagend. Der Ton verhallte schaurig. Damona fröstelte. Sie hob ihr Gesicht dem Regen entgegen. Die Tropfen perlten darüber. Naß und strähnig hing ihr Haar herunter. Ihre Kleidung war zerrissen und starrte vor Schmutz. Die Flucht hatte ihre Spuren hinterlassen; und die Dörfler waren nicht zimperlich mit

ihr und David Bennet umgegangen. Sie hatten sie gefesselt und mit sich geschleift. Sie hatten sie bespuckt und beschimpft.

Es war ein Spießrutenlauf gewesen, bis sie das Dorf erreicht hatten.

Die Besessenen waren von einer noch hektischeren Betriebsamkeit erfaßt worden. Die Scheiterhaufen waren aufgestapelt, die Pfähle in den Boden getrieben worden. Dann hatte man sie daran festgebunden und allein gelassen.

Mann wollte weitere Anweisungen Bastardas abwarten.

Doch die Dreimalgroße schwieg.

Warum?

Wollte sie ihren Triumph auskosten? Damona wußte es nicht, und es war ihr auch gleichgültig. Solange sie am Leben waren, war nichts verloren.

Wie naiv sich das anhörte! Sie mußte lächeln, obwohl ihr überhaupt nicht danach zumute war. Die Stricke schnürten ihr das Blut an Händen und Füßen ab. Geschmolzenes Blei schien durch ihren Körper zu rinnen. In den Füßen hatten sie bereits kein Gefühl mehr.

Das Holz, das um sie herum aufgeschichtet war, glänzte vor Feuchtigkeit und roch intensiv.

Töte sie! Töte sie einfach!

Der Gedanke materialisierte urplötzlich in ihrem Bewußtsein.

Sie begriff nicht gleich, war überrascht, total überrumpelt. Ein feines Klingen und Vibrieren wurde laut. Als würde zartestes Kristallglas gegeneinanderstoßen.

Das Hexenherz!

Du mußt dich wehren! Sie wollen dich töten!

Sie wußte nicht, wie die Gedanken in ihren Kopf kamen, auch nicht, wie es möglich war, daß das Hexenherz sich auf diese Art und Weise mit ihr in Verbindung setzte; aber sie handelte augenblicklich: Sie unterband diese Gedanken, wehrte sich dagegen.

Nein! gellte es in ihr auf. *Nicht! Du darfst sie nicht bemitleiden! Erbarmungslos zuschlagen… Wehr dich …*

Die Gedanken wurden schwächer. Damona drängte sie energisch zurück. Sie würde nicht gegen diese Menschen kämpfen; es war unmöglich. Sie waren besessen, sie wußten nicht, was sie taten! Bastarda – sie allein war für das, was hier geschah, verantwortlich.

Das Hexenherz schwieg. Vielleicht – vielleicht hatte sie sich alles nur eingebildet. Ihre Nerven waren überreizt. Vielleicht hörte sie schon Dinge, die es gar nicht gab.

Aber das glaubte sie selbst nicht.

Es war die *Stimme* des Hexenherzens gewesen.

Das Klingen und Klimpern verging zögernd. Über ihrer Brust, dort, wo sie das geheimnisvolle Hexenherz unter ihrer Bluse trug, wurde ein kaltes Prickeln fühlbar, es breitete sich aus, rieselte in ihren Körper

hinein.
Als würde ein massiver Gegenstand in sie eindringen, mit ihrer Brust verwachsen!
Damona keuchte, bekam kaum Luft; sie zerrte an den Fesseln, aber es war sinnlos.
Dann waren die Schmerzen verschwunden.
Keuchend stand sie am Pfahl. »David«, sagte sie.
Er reagierte nicht. Seit ihrer Gefangennahme hatte er nichts mehr gesagt. Dumpf starrte er in die Ferne, als ginge ihn dies alles nichts mehr an.
Als er auch jetzt konsequent weiterschwieg, gab sie es auf.
Die Zeit verging, zerrann wie Sand in der Hand. Der Regen ließ nach, hörte schließlich ganz auf. Irgendwo war ein schriller Pfiff zu hören. Eine Tür klappte. Der Hund jaulte wieder.
Und dann kamen sie.
Sie trugen Fackeln bei sich. Der Wind zerfaserte die Flammen, ließ Funken davonstieben. Unruhig und verwischt tanzte der rote Widerschein über das naßglänzende Pflaster.
Damona starrte ihnen trotzig entgegen.
Es war soweit.
Die Besessenen kamen, um sie hinzurichten!

***

Zwischen den Dimensionen, dort, wo es keine Zeit gibt Er war kein Mensch mehr…
Mike Hunter war in einem stillen, dunklen Korridor rematerialisiert und von einem unerklärlichen Drang vorangepeitscht worden.
Aufruhr tobte in seinem Inneren. Die Gedanken rauschten durcheinander.
Der Schwarze Keim…
Aber da war noch etwas anderes in ihm. Das Wissen, daß alles von ihm abhing. Er trug die Verantwortung. Irgendwo in den Tiefen des Dämonenpalastes kämpften die Sehenden Wächter. Und in London war der Tod unterwegs…
Mike Hunter stoppte. Ein schlangenköpfiger Dämon stand nur ein paar Yard von ihm entfernt. Der Unheimliche wurde im gleichen Augenblick auf ihn aufmerksam.
Der geschuppte, keilförmige Schädel ruckte vor, die Spaltaugen glühten auf. Mit einem heiseren Schrei griff er an, der wuchtige Körper mit den vier Armen wurde förmlich vorwärtskatapultiert.
Mike ließ sich nicht beirren, seine Rechte kam hoch, die düsterroten Flammen, über die er als Dämon gebot, züngelten über seine Haut.
Der Schlangenköpfige war heran, die schwarze Klinge des Dämonenschwertes ruckte vor, direkt auf Mike Hunters Herz zu!

Mit spielerischer Leichtigkeit wich Mike Hunter aus, im selben Augenblick schoß seine Rechte vor, krachte in die Fratze des Dämonenwächters und ließ ihn in einer grellen Stichflamme vergehen.

Mike Hunter stürmte weiter. Auf die hohen, schwarzen Flügeltüren zu. Wie von Geisterhand bewegt, schwangen sie vor ihm auf.

Mike Hunter verlangsamte, stoppte. Dann trat er über die Schwelle. Seine menschlichen Gefühle waren wie ausgeschaltet. Der Dämonische Keim regierte, ließ ihn alles vergessen, die Sehenden Wächter, die Menschen Londons, Damona King…

Tief atmete Mike Hunter ein.

Vor ihm stand Zoran-Barkara, der Herr der Toten!

***

Das entstellte Totengesicht zeigte keine Regung!

Düster glühten die Höllenaugen, das verweste Fleisch schimmerte feucht. Zoran-Barkara entspannte sich, als er sah, daß Mike Hunter keinerlei Anstalten machte, anzugreifen.

Ganz langsam entspannte er sich. Die Fäuste kamen hoch. Die beiden so unterschiedlichen Wesen musterten sich.

Mike Hunter spürte die fürchterliche Aura, die den Herrn der Toten umhüllte, spürte die Macht, die jener besaß, die Kraft, die gefährliche Wildheit und den eisernen Willen, vor keinem Gegner zu kapitulieren.

Barkaras Mund klaffte auf. »Du hast es also geschafft, bis zu mir vorzudringen«, stellte er fest.

Er will Zeit gewinnen! Seine Leibgarde ist bereits unterwegs!

Nikolaos Triadis Stimme!

Mike Hunter zuckte zusammen, der Bann des Schwarzen Keims war sekundenlang geschwächt, abgebröckelt, die Gedankenstimme des Wächters hatte dies bewirkt…

Mike Hunter handelte instinktiv!

Er federte vorwärts!

Barkara fluchte. Im letzten Augenblick gelang es ihm, auszuweichen. Mikes Schlag ging ins Leere, geisterhaft leuchteten die Flammen, die über seiner Faust lohten.

Der Schwarze Keim tastete sich wieder in sein Gehirn vor, löschte Mikes menschliches Bewußtsein langsam, aber sicher wieder aus…

Mike wehrte sich. Kämpfte dagegen an. Er durfte kein zweites Mal versagen…

Barkara lachte höhnisch. »Sieh an, du hast Schwierigkeiten, elender Sterblicher… Warte, meine Häscher werden dich vierteilen und den Syrpyden zum Fraß vorwerfen …«

Mike hörte nicht mehr hin. Ein wirres Rauschen war in seinen Ohren. Schritt für Schritt ging er auf Barkara zu. Der Herr der Toten wich zurück. Er schien Angst zu haben. Seine halbverweste Gesichtsfratze

verzerrte sich. Er sagte etwas; Mike hörte es nicht.

Weiter!

Barkara hob beide Hände. Die Stille ließ es zu einer bizarren Geste werden. Der Handlungsablauf erstarrte. Mike bewegte sich wie durch zähen Schleim.

Aber er bewegte sich. Der Schwarze Keim strahlte seine dämonischen Impulse aus, wollte ihn behindern…

Aber er war stärker!

Er ließ sich nicht mehr behindern!

Etwas Großes, Strahlendes war vor ihm! Pures Licht – wie von einer Sonne!

Direkt vor Mike.

Die Flammenbündel verdeckten die monströse, schwarz gekleidete Gestalt des Dämons!

Das Allmächtige Auge!

Jenes mächtige Relikt, das er und Damona aus den Katakomben des Grauens geholt hatten!

Mikes Rechte streckte sich danach aus. Er hatte gleichzeitig wahnsinnige Angst, denn er war ein Dämon, der Schwarze Keim hatte ihn verändert, – das Licht war gefährlich!

Trotzdem!

Mike tastete in das helle Gluten hinein, tiefer, immer tiefer, er bewegte sich weiter durch die dumpfe, bleierne Stille, bekam das allmächtige Auge zu fassen, spürte den Schmerz, der ihn wie ein Ungewitter durchtobte, der ihn schreien ließ, taumeln…

Er riß das Allmächtige Auge an sich!

Barkara winselte, kauerte auf den Knien, versuchte, sich irgendwohin zu verkriechen…

Mike schleuderte das Allmächtige Auge!

Eine Lichtexplosion flammte auf, griff um sich, fraß sich in den Dämon hinein, ließ ihn vergehen, und dann flutete das Glühen aus, erfaßte die Wände, die Decke, durchdrang sie, ließ sie milchig werden, in sich zusammensinken, lautlos, friedlich, als wären es sanfte Schleier…

Der Herr der Toten war vernichtet – und mit ihm verging der Palast zwischen den Dimensionen…

Mike Hunters Herz krampfte sich zusammen, irgend etwas Fremdartiges ergriff die Steuerung, um ihn herum verschwamm alles, wieder fühlte er sich davongerissen…

Dann sagte Nikolaos Triadis zufriedene Stimme: »Du hast es geschafft, Mike… Barkara ist vernichtet, und mit ihm seine Kreaturen und sein Palast … Du hast es geschafft … geschafft … geschafft …«

Die Echos der Stimme taten weh.

Dann rastete etwas aus.

Finsternis kam.

***

Vergangenheit

Die Flammen der Fackeln verwischten vor ihren Augen zu blutroten Schleiern.

Damonas ganzer Körper verkrampfte sich. Sie und David würden in den Flammen der Scheiterhaufen sterben…

Keine Chance mehr, der Meute der Besessenen zu entkommen. Ein geisterhaftes Lachen hing über dem düsteren Dorfplatz. Bastardas Lachen! Von *irgendwoher* beobachtete sie das Geschehen. Und sie war zufrieden.

Fürwahr! tönte da die grausame Stimme auf. *Fürwahr bin ich zufrieden, Damona King! Denn dein Tod ebnet mir in der Zukunft – in deiner Gegenwart – den Weg… Gemeinsam mit den Blutgöttern werden wir die Dämonen der Schwarzen Familie besiegen und die Menschen unterjochen.*

Wenn du tot bist, gibt es eine gefährliche Gegnerin weniger…. Ich werde jetzt zurückkehren, Liars Zeit-Dämon erwartet mich. Diese deine Artgenossen werden das Werk vollbringen, sie werden dich hinrichten, dich verbrennen, wie es dir von Geburt an zusteht, Verräterin! Du hast dich für die falsche Seite entschieden! Ein schrilles Lachen beendete das haßerfüllte Gerede.

Die Besessenen rückten näher. Harte, verschlossene Gesichter wurden vom Feuerschein übertüncht. Wie Masken. Leblos, starr, tot waren diese Gesichter.

Der blinde Mann warf seine Fackel. Knisternd fing das Reisig Feuer, obwohl es vom Regen durchnäßt war. Rauch kräuselte sich.

Die Menschen grölten. Das war das Zeichen. Weitere Fackeln flogen durch die Luft und fielen auf die Scheiterhaufen. Irrsinnig schnell loderten die Flammen hoch.

Damona schloß die Augen. »Ich verzeihe euch«, murmelte sie.

Eine wütende Stimme in ihr schrie: »*Nein! Wehr dich! Du mußt dich wehren… Du kannst sie vernichten … ich – ich helfe dir …*«

Sie beachtete die Stimme nicht mehr.

Als sie die Augen wieder öffnete, schlugen die Flammen bereits vor ihr hoch. Rauchschwaden wallten.

Die Männer und Frauen umringten die Scheiterhaufen im Halbkreis. David Bennet lachte hysterisch.

Da spürte Damona King den Ruck. Plötzlich waren ihre Hände frei, sie konnte sie bewegen! Dann die Füße! Schemenhaft registrierte sie die Bewegung hinter sich – und hinter David!

»Schnell!« keuchte das schlanke, blonde Mädchen.

»David…«

»Janosz befreit ihn! Schnell, kommt mit mir! Folgt mir!«
Damona stellte keine Fragen. Die Flucht ging weiter. David war plötzlich an ihrer Seite. Ein Wutschrei aus zahllosen Kehlen stieg zum Himmel auf. Schritte hetzten los, hallten von den Wänden der umliegenden Häuser wider.
»Verrat!«
»Die Hexe hat sich befreien können!«
Schüsse krachten auf! Gefährlich nahe jaulte eine Kugel an Damonas Kopf vorbei. Geduckt hetzten sie weiter. Die Straße entlang, dann in eine schmale Seitengasse hinein.
»Dort vorne«, stieß das blonde Mädchen hervor. »Die Ruine. Ihr werdet einen Einstieg in den Keller hinunter finden-Im Keller gibt es ein Wasserloch. Dort – dort müßt ihr euch verstecken. Schnell. Wir halten sie auf. Wir lenken sie ab…«
»Warum?«
»Stellt keine Fragen. Ich weiß, daß ihr unschuldig seid, ich weiß es. Die anderen, oben, auf dem Hexenberg – sie waren böse, aber ihr nicht! Ihr gehört nicht zu ihnen. Ich weiß es.«
»Sie werden dich und deinen Freund töten!«
»Nein, wir stehen unter dem Schutz eines Geistes…«
Damona wollte noch mehr Fragen stellen, aber das Mädchen sah sich gehetzt um. Die Dörfler kamen! Die Rauchwolken derbrennenden Scheiterhaufen nahmen ihnen die Sicht. Tief über dem Boden wogten die Schwaden und vereinten sich mit dem Nebel, der von dem feuchten Pflaster hochwallte.
»Wie heißt du?« wollte Damona noch wissen.
»Simone Hentscheler. Aber stellt jetzt keine Fragen mehr, um Himmels willen, bringt euch in Sicherheit. Gott schütze euch!«
»Gott schütze auch dich, Simone Hentscheler!«
Das blondhaarige Mädchen blieb zurück. Mit ihr der Mann, den sie nur schemenhaft sehen konnte. Er war schlank und groß, sein Gesicht verschwitzt. Aber die dunklen Augen blitzten entschlossen.
David Bennet lachte noch immer. »Ein Wunder!« keuchte er. »Ein Wunder!«
Damona riß ihn mit sich.
Ein paar Sekunden später erreichten sie die Ruine. Den Einstieg in den Keller fanden sie auf Anhieb. Sie hetzten die Stufen hinunter.
Wuchteten die Platte herunter, die die Öffnung verschloß. Muffige Luft umgab sie. Die Schreie der Verfolger waren verstummt.
Ob Simone Hentscheler und ihr Freund Janosz Erfolg hatten? Und was hatte sie damit gemeint, als sie gesagt hatte, ein Geist würde sie beschützen?
Das Hexenherz pulsierte. Als Damona hintastete, spürte sie, daß es sich mit ihrem Fleisch verbunden hatte. Es war zu einer schwarzen

Erhebung zwischen ihren Brüsten geworden!

»Los, rein mit dir!« herrschte sie David Bennet an, als sie das düstere Wasserloch erreicht hatten.

Er ließ sich nicht lange bitten, hatte schon längst begriffen, daß sie der Boß war. Er glitt in das Wasser. Es war eiskalt.

»Untertauchen, wenn ich es sage!«

Damona ließ sich ebenfalls ins Wasser. Sie hatte keine Ahnung, wie es weitergehen sollte. Dann ergriff sie der Sog.

David schrie.

Sie sah, wie er nach unten weggerissen wurde, wollte ihn noch halten, ihre Hand zuckte vor, aber da hatte der Sog sie bereits ebenfalls erfaßt und riß und zerrte an ihr.

Sie tauchte unter.

Eiskalt schloß sich das Wasser um sie herum. Immer schneller wurde sie in die Tiefe gerissen, auf einen fernen Lichtpunkt zu. David war nur mehr ein schwacher Schemen unter ihr.

Ein Schemen, der plötzlich verging…

Dann erlosch Damonas Denken!

***

Gegenwart

»Sie leben«, sagte jemand.

Die Stimme kam ihr bekannt vor. Sie öffnete die Augen, obwohl sie eigentlich nur schlafen wollte. Die Wärme, die sie umgab, tat ihr gut.

Dann sah sie Mike Hunters Gesicht über sich schweben. Er sah sie besorgt an. Hinter ihm tauchte ein weiteres Gesicht auf.

»Nikolaos Triadi«, hauchte sie.

Sie verstand nichts, aber das machte nichts.

»Du bist auf Yor-Marathaar«, sagte Mike. Er wischte ihr das nasse, zerzauste Haar aus der Stirn. »Alles ist gut, Damona. Wir haben es geschafft…«

»Geschafft«, echote sie, ohne den Sinn des Wortes überhaupt richtig zu begreifen.

Nikolaos Triadi zog Mike Hunter sanft zurück. »Sie ist zu müde. Lassen wir sie schlafen.«

Mike wischte die Hand weg. »Verflixt, Mädchen, sag doch was…«

»Ich – hab dich lieb«, flüsterte sie und lächelte.

»Das hab ich hören wollen«, meinte Mike. Und dann konnte er es doch nicht lassen – und rasselte einen Blitz-Rapport herunter:

»David Bennet ist okay, hörst du? Und die Voodoo-Puppe, die Liar von dir angefertigt hat – die haben wir auch. Alles ist okay. Barkara ist erledigt. Seine Vollstrecker auch. London kann aufatmen. Die Teufel wollten ein Kinderheim überfallen, wir haben's gerade noch rechtzeitig geschafft.«

»Bastarda…«, murmelte Damona.

Nikolaos Triadi nickte. »Sie wird dir und Mike Hunter noch einigen Kummer bereiten. Sie ist die Dreimalgroße und die Herrscherin der Nacht…«

»Damona darf sich jetzt nicht aufregen!« unterbrach Mike.

»Das ist richtig.«

»Schlaf jetzt«, sagte Mike zu ihr.

»Ihr werdet auf Yor-Marathaar bleiben, bis ihr alle wieder wohlauf seid. Dann allerdings…«

»Was?« wollte Mike lauernd wissen.

»Denkt an Mary-Ann Murchinson und die beiden anderen Mädchen, die in der Mikrowelt verschollen sind…«

»Damona, sag dem Burschen, daß er uns nicht so verplanen soll!«

Damona lächelte. »Wir werden den Mädchen helfen. Wir haben es damals versprochen. Ich werde Ygarrth rufen…«

Mike seufzte und verdrehte die Augen. »Hart wie Kruppstahl«, brummte er dann. Aber es hörte sich mächtig stolz an. Und erleichtert.

Damona wollte auch noch etwas sagen, ihre Hand tastete zu dem Hexenherz – hin… Es hatte sich von ihr gelöst! War wieder zu Stein geworden!

»Ich werde es an mich nehmen und dir zu gegebener Zeit aushändigen«, sagte Nikolaos Triadi sanft. »Es kann dir gefährlich werden, solange du so schwach bist…«

Sie stellte keine Fragen. Sanft glitt sie in eine helle, freundliche Welt hinüber.

Aber in ihren wirren Träumen sah sie immer wieder eine bildhübsche, blondhaarige Frau. Das Gesicht war totenbleich. Das lange Haar umspielte es. Ein gertenschlanker Körper bewegte sich tänzelnd, kam bedrohlich näher – und verschwand wieder.

Bastarda…

Der Kampf würde weitergehen…

ENDE

[1]Siehe Damona King Nr. 1 »Der schwarze Engel«
[2]Siehe Damona King Nr. 52 »Höllenengel«
[3]Siehe Damona King Nr. 57 »Das Hexenherz«
[4]Siehe Damona King Nr. 57 »Das Hexenherz«
[5]Siehe Damona King Nr. 47 »In den Katakomben des Grauens«